

Die Neue Welt.



№ 35.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Idealisten.

Von Rudolf Lavant.

(Fortsetzung.)

Man war inzwischen zum Thee übergegangen, Ardenberg hatte die verheißenen Süßigkeiten bekommen und der das ganze Zimmer erfüllende Tabatsqualm war von jener Intensität, die mit dem Säbel durchhauen sein will. Nach Mitternacht beschloß man denn auch, die Sitzung aufzuheben und noch nach einem benachbarten Café zu gehen, da Wendt doch mindestens eine Stunde lang lüften müsse, und möglichst geräuschlos setzte sich die kleine Karawane unter Vortritt des Wirths, der sich mit einer brennenden Kerze bewaffnet hatte, treppab in Bewegung; selbst der Maler machte seinem Zugrimm über die ausgetretenen Stufen nur flüsternd Luft und erst auf der Straße sagte er laut:

„Das nächste mal kommt ihr aber zu mir — ich muß sagen, daß ich wenig Lust habe, diesen Thurm je wieder zu besteigen. Daß Wendt toll genug war, sich in diese Wohnung in der Nähe der Wolken zu verlieben, wundert mich nicht — es wäre mir aber von Interesse, seine Gefinnungs- und Geschmacksgeoffnen kennen zu lernen.“

„Lauter Junggesellen — und zwar alte!“ erwiderte Wendt; „das Haus gehört einer alten Frau, die im ersten Stock mit ihrem Dienstmädchen wohnt und nur an Garçons vermietet. Ich war ihr eigentlich noch zu jung, noch nicht gefest genug, doch habe ich ihr eine so ausschweifende Schilderung von der Solidität meines Charakters und der Tadellosigkeit meiner Sitten entworfen, daß sie endlich, wenn auch mit halbem Widerstreben, einwilligte; ich wohnte eigentlich nur auf Probe und wenn ich ihr Wohlwollen versichere, muß ich meine doch gewiß originelle Bude sofort wieder räumen.“

Im Café hätte man als zufälliger Beobachter die Bemerkung machen können, daß jeder von seinem Zucker ein oder zwei Stückchen stillschweigend und wie gewohnheitsmäßig Lindner zuschob, der diesen süßen Tribut ebenso stillschweigend und gewohnheitsmäßig in seine Westentaschen versenkte. Die befremdliche Manipulation erhielt aber bald ihre vollständige Aufklärung durch Wendt, der lachend fragte:

„Nun haben Ihre Reisige, Finken u. s. w. wohl wieder für acht Tage Vorrath?“

„Gewiß,“ replizierte Lindner, „aber es wird mir immer ganz Angst, wenn Sie meine Vögel aufzählen — lassen Sie das, ich bitte; Sie können ja kaum einen Sperling von einer Lerche unterscheiden.“

„So wenig, wie Sie Hammelbraten von Truthahn,“ gab Wendt den Stich zurück und ein solcher Mangel an naturwissenschaftlichen Kenntnissen wog in seinen Augen unendlich schwerer. Es ging in der That die dunkle Sage, der Herr Apotheker und Chemiker habe sich bei einem Diner Hammelbraten für Truthahn aufreden lassen, eine Anekdote, welche Wendt für die beste und klassischste erklärte, die er in seinem ganzen Leben gehört.

Der Sturm hatte nachgelassen, aber die Straßen waren dennoch still und todt, als die kleine Gesellschaft sich vor der Thür des Café's trennte und nach allen Richtungen der Windrose auseinanderstob, denn es ging bereits auf zwei und die Polizeistunde war vor der Thür. Es ging regelmäßig so, eine Thatsache, die ein etwas bedenkliches Licht auf die Gewohnheiten der jungen Leute wirft, indessen mußten dieselben ja schon als eine Art „Böhème“ geschildert werden, und es kann ihnen in den Augen des Lesers keinen großen Schaden mehr thun, daß sie den Schlaf vor Mitternacht keineswegs für nothwendig oder auch nur heilsam hielten. Der Maler, der allerdings gegründete Ursache hatte, sich für eine solche Philosophie zu entscheiden, wies gern und mit einem großen Aufwand von Scharfsinn und Berechtigung nach, daß die Menschen in zwei Klassen zerfielen, in Tag- und Nachtmenschen; für die letzteren beginne mit der Dämmerung eigentlich erst die Lebensthätigkeit, und er gehöre in diese Kategorie und könne sich auch nur für Menschen erwärmen, die erleichtert aufathmen, wenn die Schleier der Dämmerung niedersinken auf die verstummende Welt.

* * *

Die nächste Versammlung fand also in der Wohnung des Malers statt, die allerdings in einem auffallenden Gegensatz zu der des noch studentischen Gewohnheiten fröhlichen jungen Juristen stand. Ein altes, palastähnliches Haus mit breiten fluchtenhallender steinerner Treppe und jener behaglichen Raumverschwendung, welche noch die Bauten des achtzehnten Jahrhunderts charakterisirt. Das Zimmer war sehr groß und wenn man in die tiefen Fensternischen trat, hatte man einen freien Ueberblick über den Markt, dessen typenreiches, buntes Getriebe dem Maler außerordentlich sympathisch war. Das hervorragendste Möbel war ein mächtiges Himmelbett mit grünen Vorhängen und Wendt hatte schon wiederholt die Befürchtung ausgedrückt,

daß in dieser Riesengruft, die zur Noth den ganzen Freundeskreis aufzunehmen vermöge, die kleine, schwächliche Gestalt des Malers eines Tages spurlos verloren gehen werde. Auch die übrige Einrichtung zeigte das Bestreben, einen gewissen malerischen Pomp herzustellen, dagegen war in der ganzen Wohnung nur ein größeres Bild zu entdecken — eine Maria mit dem Kinde, die aber niemandem imponiren wollte; die Glorie der himmlischen Verkörperung umfloß weder die Madonna, noch ihre fleischigen Bambinos. Reiniß war angeblich Historienmaler, wer ihn aber in seinem Künstlerheim aufsuchte, der fand ihn regelmäßig beim Entwerfen von Bildern zu „Tausend und eine Nacht“ oder zu Casanovas „Memoiren“, von denen er freilich mit Achselzucken und mit großer Geringschätzung sprach, die ihm aber doch, wie es schien, allein die Existenz sicherten; vor einer Leinwand hatte ihn noch niemand gesehen.

Man war diesmal pünktlicher und alles war gespannt auf des Malers Liebesgeschichte, er aber schien sein Versprechen gänzlich vergessen zu haben, und als er von Born, der nicht länger an sich halten konnte, da er unablässig auf der Stoffjagd war und hier halb und halb einen Stoff für ein modernes Drama witterte, eifrig an dasselbe erinnert ward, machte er ein ziemlich mißmuthiges Gesicht und sagte endlich zögernd:

„Kinder, erlaßt mir das lieber und entbindet mich meines Versprechens; ich habe es in der Uebereilung gegeben und bin eben wieder einmal unbesonnen gewesen; der schwarze Gentleman hole diese Uebereilungen, die ich alter Knabe mir doch wahrhaftig abgewöhnt haben könnte!“

Energischer Protest von allen Seiten; Born bekam vor Eifer einen ganz rothen Kopf.

Aber Reiniß ließ sich nicht beirren und plaidirte weiter:

„Ich habe da mancherlei verblichene Erinnerungen wieder aufgeführt, was ich so ziemlich verschmerzt hatte, geht mir fast wieder so nahe wie einst, kurz, ich würde einen schlechten Erzähler abgeben — laßt die ganze Geschichte lieber begraben sein.“

Da erhob sich Arvenberg und erklärte:

„Lieber Reiniß, das ist nur eine Kriegslift, ein Manöver, das unsere berechnete Neugierde zur Ungebuld steigern soll — wir bestehen auf unserm Schein; machen Sie also die Sache kurz und sperren Sie sich nicht länger!“

Diese Auffassung wurde so allseitig getheilt, daß der Maler mit einem mehr geknurrten, als geflüsterten: „So sei's denn — die Folgen auf euer Haupt!“ seinen aussichtslosen Widerstand aufgab und nach einigem Kramen in einer Kommode, in der eine wahrhaft geniale Unordnung herrschte, eine Mappe zum Vorschein brachte, aus der er eine ganze Reihe von Skizzenblättern nahm. Dieselben wie ein Spiel Karten nachdenklich und eigenthümlich bewegt in der Hand ordnend, sagte er:

„Da habt ihr ihn also, meinen jungen Charakterkopf, den apartesten, der je auf einem geschmeidigen und doch trohigen Nacken saß. Seht ihn euch nur ordentlich an — ihr werdet dann begreifen, daß ihr alle miteinander, so respectable Eigenschaften ihr auch besitt, mir diesen einen Menschen nicht ersetzen könnt.“

Man sah die Bilder, die sämmtlich denselben jugendlichen Kopf, dasselbe regelmäßige, edle, wenn auch nicht auffallend hübsche Gesicht wiedergaben, durch und der Jurist meinte schließlich kühl:

„Ohne Zweifel ein hübscher Junge, aber — ein Schauspieler, wie ich glaube, denn ein anderer Mensch bringt es doch nicht fertig, seine Gesichtsmuskeln zu jedem beliebigen Ausdruck zu zwingen und jetzt von Glück und Uebermuth zu strahlen und dann wieder tief melancholisch dreinzuschauen, als gebe es für ihn keine Freude mehr auf Erden.“

Das war freilich eine harte Anschulldigung und die Trockenheit, mit der sie hingeworfen ward, reizte den Maler noch mehr und er erwiderte mit einem Anflug von Bitterkeit und Schärfe:

„Ich hätte mir's ja denken können, und das war auch ein Grund, weshalb ich meine Bilder und Briefe und meine ganze Geschichte für mich behalten wollte. Die Sache ist nur die, daß Curt von Blenheim das gerade Gegentheil eines Schauspielers war, daß er nicht die mindeste Herrschaft über seine Züge besaß und daß sein Gesicht der Spiegel war, aus dem man jeden Affekt seiner Seele deutlich ablesen konnte. Und da er eine reizbare, empfindliche, stolze und ungeduldige Seele besaß, da ein Nichts, ein hingeworfenes Wort, eine auftauchende Erinnerung, ein in ihm aufsteigender Gedanke hinreichten, seine Stimmung aus der heitersten und friedlichsten in die düsterste und gespannteste zu verwandeln, so könntet ihr euch, wenn ihr Maler wäret, wohl vorstellen, wie, ihm selber unbewußt, der Ausdruck seines

Gesichts im Lauf einer Stunde die überraschendsten, jähsten und vollständigsten Wandlungen durchmachte, ihr begriff aber auch, daß dieses ausdrucksvolle Gesicht, dieser klare Spiegel eines ewig bewegten, von den süßesten und bittersten Empfindungen beherrschten Innern, für mich ein köstlicher Fund und mein geheimes Entzücken war. Es war vielleicht eine Sünde, aber ich hoffe, die Kunst wird mir Absolution für dieselbe auswirken — ich habe so manches mal dem Gelüst nicht widerstehen können, diese gehoramen Gesichtsmuskeln förmlich exerziren zu lassen. Während einer Rast nach langer Wanderung das von reiner Freude an der Natur, für die er den angeborenen Künstlerblick hatte (wie ihm denn gar vieles angefliegen war, was wir andern erst mühsam lernen müssen), förmlich verklärte Gesicht durch eine von den Bemerkungen, aus denen er auf meine sittliche Abgestumptheit, wo nicht Verwilderung schloß, — und ich nahm ihm nie etwas übel, auch solche Offenherzigkeiten nicht — zu einem ganz andern zu machen, dieser Versuchung konnte ich selten widerstehen. Es war dann immer, als lege sich ein Schatten über das liebe, offene Gesicht, die feinen Nasenflügel blähten sich, die langen Lider sanken über die großen, dunkeln Augen, die inneren Brauenhärtchen sträubten sich unmuthig und die Lippen des feingeschnittenen Mundes, der mich immer an den eines Kindes erinnerte und den Gedanken, er könne je einen Kuß von unreinen Lippen dulden oder gar erwidern, zu einem seltsam unbehaglichen, ja peinlichen machte, schlossen sich herb und fest aufeinander. Selbst die Stimme unterlag dann einer Wandlung ganz eigener Art. Wenn er über Dinge, die ihn interessirten und ihm sympathisch waren, sorglos mit mir plauderte, hatte sie einen ganz eigenthümlichen Wohlklang, der ihm alle Kinder zu Freunden machte — reizte ihn irgend etwas zum Widerspruch, so nahm sie kurze, scharfe, ich möchte sagen: stählerne, Accente an oder sie wurde eigenthümlich tonlos und fast dumpf. Natürlich schreibt ihr das wieder auf Rechnung meiner an Manie grenzenden Vorliebe für meinen Helten, ich kann euch aber zuschwören, daß ich diese Stimme aus hundertsten herausgehört hätte und daß ich ihm alles Ernstes den Rath gab, sich bei etwaigen geheimnißvollen Liebesintrigen weder auf die nächtliche Dunkelheit noch auf die sorgfältigste Verkleidung zu verlassen, sondern vor allem seine Stimme zum Flüsterlaut zu dämpfen; wer dieselbe einmal gehört, erkenne ihn sofort wieder, selbst auf eine ganz anständige Entfernung; diese Stimme war nämlich so, daß er beim Vorlesen den Ton nicht im geringsten zu heben brauchte, um mit jeder Silbe im entferntesten Winkel eines schon recht geräumigen Saals verstanden zu werden. Und wollt ihr mir nicht glauben, so berufe ich mich auf das Zeugniß einer böhmischen Gräfin, einer gefeierten Schönheit, die Männer jeden Schlags zu ihren kleinen Füßen gesehen hatte und schon als sachverständig gelten durfte. Als einmal in ihrem Beisein von der eigenthümlichen Kälte des jungen Hannoveraners die Rede war, kränkelte ein so viel sagendes und so unsäglich spöttisches Lächeln die rothen, vollen Lippen, sie zuckte mit so ausdrucksvollem Schweigen die weisen vollen Schultern, daß ich sie mit einem Lächeln des Einverständnisses ansah, und dann flüsterte sie mir hinter ihrem spitzen- und federbesetzten Fächer zu: „Möchte man nicht denken, sie seien sammt und sonders taub? Wer ihn nur einmal freundlich hat reden hören — nicht bloß höflich — der sollte doch wissen, daß er hinreichend lieb sein muß, wenn er sich aufs Schmeicheln und Bitten legt, und wenn er das noch nicht versteht, so wird er's eines Tages lernen, und ich habe fast Lust, die zu beneiden, die in der Stille ihres Boudoirs solche Laute von ihm vernimmt. Ich bin ja völlig objektiv, das aber weiß ich, daß er im Grunde seines Herzens ein Schwärmer ist, der, wenn er liebt, an die Ewigkeit und Unveränderlichkeit seiner Liebe glaubt, kurz, einer von den wunderlichen, gefährlichen Menschen, denen zu Liebe eine Frau die ärgsten und nicht wieder gut zu machenden Thorheiten begeht, die verhängnißvollsten Unbesonnenheiten, die sie bei einem Bäckersbäckel belächeln würde.“ — Ich erwiderte ihr lächelnd, ob sie, die Siegvorwöhnte, nicht den Versuch machen wolle, jene erste zu sein, die ihm das Bitten lehre, sie aber sah mich überlegen, fast spöttisch an, als wollte sie fragen, ob sie die Frau sei, sich einen solchen Rath erst geben zu lassen, und sagte dann, ihren geheimen Gedanken laut weiterspinnend: „Mein Herr, Sie träumen — Männer, wie dieser junge Hannoveraner, verlieben sich nicht in eine Frau von Welt und das ist ihnen nicht einmal zu verdenken — sie erhalten zu wenig für das, was sie zu bieten haben.“ Uebrigens war es auch diese weiche, biegsame, einschmeichelnde Stimme, die ich freilich noch lieber hatte, wenn sie in verfallener

Erregung leise, kaum merklich vibrierte, die mich zuerst auf dieses im besten Sinne vornehme Menschentum aufmerksam machte. Ich schlenderte einmal spät nach Mitternacht um die Promenade; es war ganz dunkel und die Linden dufteten förmlich berauschend, da hörte ich nicht weit vor mir zwei Herren sich ziemlich laut und angelegentlich unterhalten und die eine Stimme und ihre frische Herzlichkeit fesselte sofort meine Aufmerksamkeit. Ich mußte unwillkürlich denken: „Dir möchte man stundenlang zuhören, rein der Freude am Wohlklang deiner Stimme wegen.“ Es ärgerte mich fast, als ich bemerkte, daß der, dem diese Stimme gehörte, Uniform trug — welche, konnte ich nicht sagen, da es von jeher zu meinen Wunderlichkeiten gehörte, nicht den geringsten Blick und nicht das geringste Gedächtniß für Uniformunterschiede und Rangabzeichen zu haben, ich bin eben dem zweierlei Tuch nie sonderlich grün gewesen und das Kriegshandwerk war mir immer ausbündig verhaßt. Nun, es blieb bei dem flüchtigen Eindruck, — die Herren bog in eine Straße ein und ich vergaß die Stimme wieder, d. h. ich dachte nicht wieder an ihren Besitzer, denn als ich Monate nachher eine Gemäldeausstellung aus dem Privatbesitz der böhmischen Großen besuchte — es war eine Galerie czechischer Schönheiten darunter, die euch nicht wieder losgelassen hätte — fuhr ich fast herum, als ich plötzlich hinter mir dieselbe Stimme vernahm. Sie gehörte also wirklich einem Offizier, der einem Kameraden einzelne Bilder erläuterte und ihre Schönheiten und Mängel nachwies, und er entwickelte dabei, ohne sich gerade auf die Anwendung unserer technischen Ausdrücke zu steifen, so viel feines Gefühl und ein so zutreffendes und richtiges Urtheil, daß ich ehrlich neugierig wurde, diesen absonderlichen Kriegsknecht kennen zu lernen. Der Zufall that mir den Gefallen, diesem Wunsche entgegenzukommen; ich konnte, als zwischen beiden Herren eine Meinungsverschiedenheit über die Rationalität eines Malers entstand, positive Auskunft erteilen, ein Wort gab das andere und bald waren wir im lebhaftesten Geplauder, das später in einem benachbarten Café fortgesetzt ward und zum Kartentausch führte; „Oberleutnant im 1. Infanteriecorps“ las ich, und das war mir merkwürdig lieb — diese gelehrte Waffe, die es nicht mit Säbel, sondern mit Zirkel und Reiß-

schiene zu thun hat, vertrug sich ja am ehesten mit meiner keimenden Sympathie für den jungen Offizier.

Wir hatten uns getrennt, ohne einer erneuten Begegnung irgendwie Erwähnung zu thun — ich hatte aus einer Art von ehrgeizigem Troß nichts sagen mögen und die Annäherung lustiger Weise von dem viel jüngeren Manne erwartet; hinterher sah ich mein Unrecht ein, aber es verdroß mich doch, daß ich mich immer wieder dabei ertappte, unwillkürlich den Weg nach dem Café einzuschlagen, daß ich sonst nie besucht und das eine merkwürdige Anziehungskraft für mich gewonnen hatte, seit ich, wie ich mir ja gestehen mußte, im stillen hoffte, meinen Offizier hier wieder zu finden, wie oft auch diese stille Hoffnung enttäuscht ward. Welche Malice ich mir selber sagte, so oft ich mir diesen geheimen Beweggrund eingestanden hatte und welche massiven Invektiven ich dem weitgewanderten alten Kerl an den Kopf warf, der auf dem besten Wege schien, sich in ein liebesüchtes Pensionatsbadfischchen zu verwandeln, mögt ihr euch selber ausmalen. Ich schwelgte zuweilen förmlich in spöttischen Anzüglichkeiten gegen mich selber und doch widerstand ich nur schwer der Versuchung, den jungen Mann unter einem beliebigen Vorwand in seiner ja leicht zu ermittelnden Wohnung aufzusuchen, und ich konnte eine Regung lebhafter Freude nicht unterdrücken, als ich seiner eines Tags ganz unerwartet auf der Promenade ansichtig ward. Er trabte, ohne der Vorübergehenden zu achten, rasch vorüber, auf einem prächtigen Rapphengst, dessen Schweif fast den Boden segte, und ich hatte meine Freude an dem schlanken Ebenmaß der jugendlichen Gestalt, die nichts Robustes hatte und doch wie ein Centaur zu Pferde saß, und an der leichten Röthe, welche das halb sanfte, halb kühne Gesicht färbte. Dieses Gesicht war eigentlich auffallend blaß, aber es war das eine energische Blässe, die durchaus nicht den Eindruck der Krankhaftigkeit machte und die wohl auch viel weniger in die Augen gesprungen wäre, wäre sie nicht durch das fast schwarze leicht gelockte Haar, die großen dunkelbraunen Augen unter den schwarzen Brauen und den dichten, seidenweichen, hohlschwarzen Schnurbart, der fest, fast ein wenig kokett, auf der Oberlippe saß, in effektvoller Weise hervorgehoben worden.

(Fortsetzung folgt.)

Irrfahrten.

Von Ludwig Rosenberg.

(Fortsetzung.)

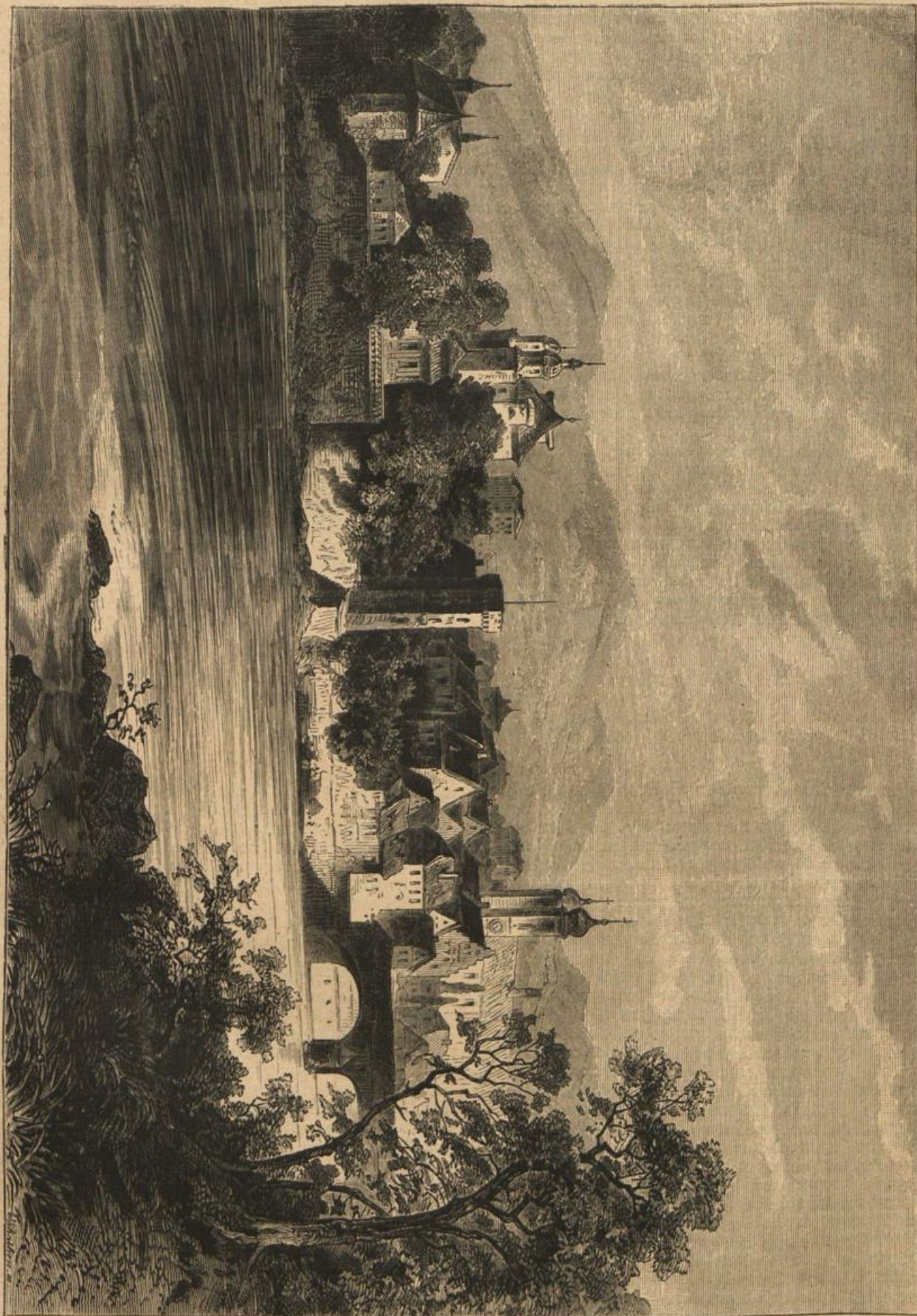
Von den Revolver-Journalisten wirst Du schon gehört haben. Auch diese sind mir nicht unbekannt geblieben. Sie wandern herum, wie die Hochstapler; man sieht ihnen ihr Gewerbe nicht auf den ersten Blick an, — langsam nur strecken sie und zur rechten Zeit mit einem verführerischen Lächeln ihre Krallen aus. Und gibt man nicht, was sie wünschen, so kriegen sie nicht gleich, sondern ziehen sich, wie gekommen, wieder langsam zurück, wieder lächelnd, aber dabei bemerkend: „Sie werden es bedauern, meine einfachen und billigen Propositionen nicht angenommen zu haben.“ In kleinen versteckten Notizen, die durch die Hände des Reporters, der mit sechs Pfennigen die Druckzeile bezahlt erhält, an den Sechsten wandern, fast nichts sagend, nie beleidigend, aber immer verdächtigend, wissen sie sich zu rächen; fein ist das Gift, aber es wirkt. Nach jedem Atom des versprochenen Gutes sondiren sie von neuem den Zustand ihres Opfers, und mit kunstvollem Raffinement wissen sie zu steigern oder zu schwächen. Derartige Manöver findet das Publikum amüßant und geistreich, aber der allgemeine Kredit, das gegenseitige Vertrauen geht dabei verloren, und schließlich bildet sich auch unter der Menge der Journalisten die Sentenz aus: Es gibt Journalisten, die gefährlicher als Seeungeheuer sind! — Mit mitleidigem Lächeln denke ich noch an die Zeit meiner Jugend, wo ich mit Ehrfurcht ein Zeitungsblatt in die Hand nahm; wo ich den Inhalt einer Zeitung, besonders unfres offiziellen Wurstblättchens, als den Ausfluß einer höheren Offenbarung betrachtete! — Ich schicke Dir unter Kreuzband ein schätzbares Werk über „die deutschen Zeitschriften“ von H. Wuttke, da ich nicht Lust und Beruf besitze, Dir eine eingehende, auf Thatfachen beruhende Schilderung der Verwilderung der Presse zu geben. Es wird sich gewiß noch im Laufe der Zeit Gelegenheit genug finden, auf dieses unerquidliche Sujet zurückzugreifen!

Es gibt eine Menge Leute, und darunter mehrere liebe Bekannte hier, die meine Handlungsweise als unpraktisch verurtheilen.

„Sie werden so nie auf einen grünen Zweig gelangen, wenn Sie sich nicht zwingen können, manche Willen mit gelassener Miene hinunterzuschlucken,“ hörte ich unter anderem. — „Wollte jeder so bedenklich wie Sie sein und bei jeder kleinen Differenz davongehen —“ so, versetzte ich, den Satz vollendend, hätten wir, was ich will, daß das Recht an seine ursprüngliche Stelle wieder eingesetzt oder dorthin gestellt würde, wo es vielleicht noch nie gewesen. — Der alte Lieber schüttelte auch bedenklich den Kopf. „Ich will Sie nicht tadeln,“ sagte er; „ich will Sie aber auch nicht loben. Ich weiß nicht, wie zielstrebig ihre idealistische Natur ist. Sie müssen sich vor allem mit sich und Ihrem Innern zuerst abfinden.“ — „Gewiß, Herr Lieber,“ sagte ich, „es gibt Menschen, die kleine Interessen höheren Fragen unterordnen, die Lieber zugrunde gehen, ehe sie von diesen Kardinalpunkten einen Schritt abweichen.“ — Und Sie, Elisabeth, wie verurtheilen Sie mein Verhalten? — Die Gefragte sah mich lächelnd wie immer an und sagte: „Wie kann ich Sie verurtheilen? Sie können ja niemals anders handeln, als treu, und Sie werden auch diesmal treu gehandelt haben; das sagt mir mein Gefühl.“ — Siehst Du, theuerste Seele! Das war ein gutes Wort zu rechter Zeit; ein Wort, das meine ganze Seele labte, und wäre nicht die Umgebung hinderlich gewesen, ich hätte Elisabeth umarmt. O, ich bin nicht so arm, so verlassen und so pessimistisch, wie mich die Leute machen. Ich habe ja Dich, als meinen treuesten, altbewährten ehrlichsten Freund, ich habe Freimann und ich habe — Elisabeth. Und sollte es außer drei Menschen nicht noch tausend und mehr solcher guten Menschen geben? — Ich habe sie leider noch nicht gefunden, aber ich werde sie finden, ich werde sie finden und ihrer noch mehr! Und in Reih und Glied mit diesen tausenden mache ich meinen Feldzug gegen die Lüge und das Unrecht! — Lebewohl! —

„Nun?“ fragte ich Freimann, als wir von Liebers fortgegangen

waren. — „Nun?“ gab Freimann zurück. „Das Mädchen ist nett, liebenswürdig, — aber schön? — Ich mache deiner Muse ein Kompliment. Deine Phantasie hat nicht mechanisch abgeschrieben. Du hast das Zeug zu einem tüchtigen Poeten.“ — Wir kamen



Sickingen am Rhein. (Seite 418.)

in Konflikt, denn Elisabeth war in meinen Augen schön. Ich suchte ihm ihre Schönheit zu beweisen. „Hast du sie zu einer lebhaften Unterhaltung herangezogen? — Hast du sie zu einer lebhaften Unterhaltung herangezogen? — Du saßest da wie ein Philosoph, schweigend,

mit dem Haupte nickend, jedes Wort erwägend, ob es auch deiner würdig.“ — „Ich konnte doch kein oberflächliches, albernes Geschwätz vom Zaune brechen?“ — „Du mußt dich bemühen, auf die Ideen anderer einzugehen, zu rechter Zeit deinen Hebel einsetzen, und das hast du nicht gethan, du Fisch! Dein Mund ist berebt in deinem eignen Zimmer, nicht dort, wo es hingehört.“ — „Du hast recht,“ erwiderte Bruno. „Ich werde mich bessern. Elisabeth machte auf mich einen vortrefflichen Eindruck. In ihre Augen werde ich das nächste mal sehen, da nach dir dort die Schönheit zu finden sein soll, und da du es wünschst.“ Und hierauf fing der Weiberfeind Bruno an, mit vielem Zartgefühl und großer Innigkeit die Tugenden und die Eigenschaften eines edlen Weibes hervorzuheben. Er schloß seine Rede mit dem Gedanken, daß das Glück eines Menschen unendlich durch die Verknüpfung mit einem geliebten Weibe gefördert werde, höchst verständnißvoll, und als ich ihn auf seine Widersprüche aufmerksam machte, fuhr er mich an mit den Worten: „Und doch ist Heirathen eine Narrheit. Das Gefühl hat den Verstand betrogen, wenn man eine Ehe eingeht. Ich denke wie Hamlet.“ — Romischer Kauz, dieser Freimann.

Ein Redakteur der „Provinz“ war bei mir. „Wir haben immer bedauert,“ sagte er, „daß Sie Ihre Kräfte einem Unternehmen gewidmet hatten, das trotz verlockender Aushängeschilder nicht besser in freierlicher Beziehung beschlagen ist, als jedes andere zweideutige Blatt unsres Landes. Die Publikation in der „Alten Welt“ hat unsre Vermuthung bewahrheitet, daß das beste Zeugniß für Ihre Gesinnung eine Entlassung sei!“ — Ich klärte den Herrn auf. Er schüttelte mir die Hand und sagte: „Denken Sie nicht schlecht von uns, wenn wir diese Thatsache in der „Provinz“ beleuchten werden. Es ist nur eine Nothwehr dessen, der mit allen Mitteln der Geschäftigkeit zu Boden gedrückt werden soll.“ — „Thun Sie, was die Wahrheit vorschreibt,“ versetzte ich, „und betrachten Sie mich als einen der Ihrigen. Ich bereue im Grunde nicht, bei der „Alten Welt“ thätig gewesen zu sein. Lassen Sie erst die große Versammlung am Mittwoch vorüber sein, so werden auch Sie und alle Männer des Rechts es mit mir nicht bereuen.“ Der Redakteur wünschte nähere Erklärung. Ich hielt zurück, denn während der kurzen Unterredung war mir plötzlich eine Idee durch den Kopf gequält, die mein ganzes Innere mächtig erregte. „Sie werden von mir hören,“ fügte ich hinzu, „bis dahin lassen Sie mich meine Wege gehen.“ — Der Herr ging. — Sind nicht die Rechnungen des Doktor Müller in meinem Besitz? — Auf Mittwoch denn! —

Seit dem Tage, an welchem ich die „Alte Welt“ verlassen hatte, scheint die Prophezeiung Liebers: „Die Sache verläuft in den Sand,“ sich wirklich zu erfüllen. Die Zeitungen waren, nach eigener Angabe, das Opfer einer infamen Intrigue, darauf gerichtet, die Presse in den Augen des Volkes zu entwürdigen, sind also unschuldige, weißgewaschene Sünder. — Und wenn Lieber behauptete: „Die Herren Zeitungsmänner berufen sich in letzter Linie auf die individuelle Freiheit, sich privatim ebenso gut wie andere, und in Folge ihrer Geschäftskenntnisse und ihres Scharfsinns mit größerem Vortheil, an industriellen Unterneh-

mungen betheiligen zu können, eine Betheiligung, die auf ihre Zeitung gar keine Beeinflussung ausübt,“ so war das ein Argument, das wohl die leichtgläubige Menge bethören, aber nie einen Menschen mit moralischen Prinzipien überzeugen konnte, daß sie nicht ein verbrecherisches Spiel getrieben hätten. —

Wohin ich Wandersmann nach dieser dramatischen Episode nun wieder einmal meine Schritte wenden werde? — Mir schaudert die Haut, wenn ich daran denke, daß ich aufs neue gezwungen sein sollte, mich als Sklave zu verdingen. Zudem rückt auch die Zeit immer näher heran, zu welcher es sich endlich entscheiden wird, ob ich tauglich bin für des Königs Rod! — Soldat?! — Wie seltsam das Wort auf mich einwirkt! — Und bin ich nicht selbst in meiner Vaterstadt einst mit Knabenfeuer neben der Front von weitem hermarschirt mit dem einzigen Wunsch in dem kindlichen Gemüth: Solch' ein Soldat mußt du werden, mit dem Federbusche auf dem Helm und dem Säbel an der Seite! Und habe ich nicht vor Jahren mit Begierde alle Heldengeschichten der Kaiser und Könige, von Alexander bis zum alten Fritz, förmlich in mich gesogen? — Wo war nun auf einmal jene Kampfbegierde geblieben? War sie wirklich entschunden und an ihre Stelle die Apathie, die Entmuthigung getreten? — O nein, es wechseln nur die Formen, nicht der Inhalt! — Mitten ins Leben frühzeitig hineingestoßen, hatte ich einen gefährlicheren Kampf zu bestehen, als vielleicht mancher auf dem Schlachtfelde ausfechten muß; hier hat man nur ein Bein, einen Fuß, oder wenn es schlimm kommt, das Leben zu verlieren, dort aber, was mehr ist, als das Leben, die Moral, die sittliche Ueberzeugung! — „Tausch unter, ihr Gedanken in die Nacht!“ — Als ich Elisabeth die Vermuthung aussprach, ich werde über kurz oder lang wohl die mir so lieb gewordene Stadt verlassen müssen, da lachte sie und meinte, das wäre nur eine blinde Drohung von mir, ich wollte nur sehen und hören, wie lieb ich ihnen allen wäre. — „Und wenn



Verlängste Hirsche, im Reinharbtswalde verendet gefunden. (Seite 419.)

ich fortgehen müßte und doch wieder hier bleiben könnte, und wenn ich zu Ihnen spräche: Bestimmen Sie, Elisabeth, meine zukünftige Bahn, — was würden Sie sagen?“ — Elisabeth sah mich groß und fragend an. Der Sinn meiner Rede schien ihr nicht klar, und ich mußte daher zusehen: „Ich spreche hier von meinem innern Wunsch, nicht von den Bedürfnissen, der Gewohnheit, der Konvenienz!“ — „Ach, geben Sie,“ rief das liebe Mädchen, „beantworten Sie Sich selbst diese Frage!“ — Freimann war heute auch bei Liebers. Er hat sich die blauen Augen angesehen, wenigstens habe ich ihm die Gelegenheit verschafft, sich von ihren Wirkungen zu überzeugen. Auf meine Frage, ob er nun von seinem Vorurtheil zurückgekommen sei, entgegnete er in seiner abweisenden Art, daß er überhaupt kein Vorurtheil besäße und daß die Augen Augen seien, wie bei allen hübschen Mädchen. —

Der Kasinoaal war schon fast bis zum letzten Plaze besetzt. Mit Nähe fand ich in einem Winkel einen Sitz. Während einer Rundschau bemerkte ich auch Doktor Wolkenbauer. Er machte eine höchst zuversichtliche Miene. Als man die Sitzung eröffnete, war der Saal von Männern aller Schichten gedrängt voll.

(Fortsetzung folgt.)

Wohnungsheizung und Ventilation.

Von Kofberg-Lindener.

Nachdem wir in den vorhergehenden Abhandlungen unsere Brennstoffe ihrer Natur, sowie ihren vergleichswiseigen Werthen nach etwas genauer kennen gelernt, auch mit dem theoretischen Vorgang der Verbrennung uns vertraut gemacht haben, bleibt uns noch übrig, die Nutzanwendung davon für den häuslichen Gebrauch zu machen. Nun könnte vielleicht mancher verehrliche Leser das Vorhandensein einer Heizungsfrage verneinen und meinen, wenn nur jeder Wohnraum mit einem Ofen versehen sei, und dem Inhaber genug Feuerungsmaterial zur Verfügung stünde, so solle ihm und den Seinen gewiß das Frieren nicht antommen! Wessen tägliches Ausgabebudget aber ein beschränktes und noch dazu recht kleines ist, dem sind wohl die Ansprüche seines Brennstoff verzehrenden und Wärme spenden sollenden Stubengenossen doch oft etwas ungeheuerlich vorgekommen, wenn sie zur Winterszeit bis auf 10, ja 20 Prozent seiner Tageseinnahme steigen. Dann fragt es sich eben, woher genug Fütterung für solchen Vielverschlinger zu nehmen sei, und ob er nicht mit weniger Nahrung auch genügende Leistungen darbieten könne? Aber auch für jedermann ohne Unterschied ist nicht nur die ökonomische Verwendung seiner Konsumtion von Bedeutung, sondern auch in diesem Falle die hygienische Wirkung der Heizanlage auf die sowohl als Träger der Wärme, wie auch zur Athmung dienende Zimmerluft, die Art und Weise der Wärmeabgabe und Vertheilung im Wohnraum, sowie die im Zusammenhang damit stehende Abführung der untauglich gewordenen und die Zuführung frischer, guter Luft. Die allerwenigsten Menschen, selbst wenn sie, — was leider nicht der Fall ist — die Bedingungen genau kennen, unter denen jene Ansprüche am besten befriedigt werden, sind in der Lage, sich selbst den Wohnraum und die dazu gehörigen Heizanlagen zweckentsprechend herstellen zu lassen. Denn gerade die kultivirtesten Europäer sind bekanntlich auf zeitweises Nomadistren angewiesen, wobei sie die Zelte, vulgo Wiethskajernen, schon fertig aufgestellt hinnehmen und trotz mehr oder minder geringem Gefallen daran zufrieden sein müssen, auf im voraus gewöhnlich nicht zu bestimmende Zeit, darin Unterschlupf zu finden. In noch beschränkterem Maß, als von freier Wahl des Ortes und der Art der zeitweisen Heimstätte, ist dabei die Rede von einer solchen der Heizungsanlagen; vielmehr erwartet dieser ökonomische Theilfaktor den Einziehenden festgewurzelten Fußes, um ihm seine Bedeutung in ganzer Größe ohne Diskussion einfach fühlbar zu machen, sei es durch Druck auf den Geldbeutel, oder auf die Gesundheit der ganzen Familie.

Jedoch liegt hier sicherlich nur ein gewohnheitsmäßig zwingender, aber kein (gegen Verbesserungspläne so häufig ins Feld geführter) Naturfaktor vor, nur ein solcher, der sich bei gehöriger Einsicht auf das gebührende Maß von Ansprüchen reduzieren läßt, und dem man die üblen, nachtheiligen Seiten abgewöhnen kann, sobald man sie erst erkannt hat. Ja, es ist nicht zu viel behauptet, daß, wenn man mit dem Willen der Abhülfe bei der oft als Nothstand auftretenden Heizungsfrage auf den hier recht eigentlich so zu nennenden Herd, den Ofen und was zugehört, selbst zurückgehen möchte, der Weg der Wohlthätigkeit, dieses Kuriren an Symptomen, sich erübrigen würde. Ein Beispiel zeigt das. Der Verfasser gewahrt alle Jahre zu Beginn des Winters auf einem bestimmten Platz der Stadt einige hundert Leute, mit kleinen Karren oder Säcken versehen, einen halben Tag lang harren, um als Wohlthätigkeitspende ein bis zwei Scheffel Kohle und einige Scheite Holz in Empfang zu nehmen. Sie werden durch dies Material in Stand gesetzt, eine halbe bis ganze Woche ihre Wohnung zu erwärmen. Jeder Sachverständige aber, der den gewöhnlichen Zustand der Stubenöfen dieser Leute kennt, weiß, daß durch eine zweckmäßigere Einrichtung jener, selbst schon durch eine gründliche Instandsetzung nur derer, die ihnen nun gerade zur Verfügung stehen, sie während der langen zwanzig Winterwochen mit der Hälfte des jetzt nöthigen Materials ihrem Bedürfnis Genüge thun könnten. So aber kam man zweifelhaft sein, ob auf dem herkömmlichen Wege nicht dem Kohlenhändler statt des Konsumenten die größere Wohlthat erwiesen werde!

Als wesentliche Normalanforderungen, die wir heutigentags an eine gute Heizung zu stellen berechtigt sind, lassen sich folgende aufstellen: 1. Rasche Erzielung einer genügenden, gleichmäßigen Temperatur, ohne Verunreinigung der Luft durch den

Ofen und bei geringster Belästigung durch strahlende Wärme. 2. Möglichkeit einer genügenden Erneuerung der durch menschliche Athmung und Ausdünstung verdorbenen Luft — Ventilation. 3. Einfache, nicht häufige und reinliche Bedienung. 4. Billigkeit des Betriebes, nach welcher die der Anlage erst in zweiter Linie in Betracht kommt.

Was nun spezieller die erste Anforderung angeht, so ist durch Erfahrung festgestellt, daß eine mittlere Zimmertemperatur von 15 Grad R. dem Körper am zuträglichsten ist; fällt dieselbe unter 13 Grad, so frieren wir, wogegen mehr als 17 Grad sich belästigend erweisen. Eine vollständig gleichmäßige, künstliche Durchwärmung eines Zimmers wird leider niemals zu erreichen sein, weil die erwärmte Luft, leichter als die kältere, immer nach der Decke zu aufsteigt, und man daher in einem stark geheizten Raum an den Füßen frieren kann, während es für den Kopf fast schon zu heiß ist; aber es läßt sich dieser nicht ganz vermeidliche Uebelstand doch auf ein leidliches Maß reduzieren, wie wir noch sehen werden. Zuträglicher würde allerdings das umgekehrte Verhältniß sein, da man nach wohlprobtter Regel den Kopf kühl, die Füße aber warm halten soll.

Außer der Beschaffenheit des Ofens ist noch auf den Temperaturunterschied in verschiedener Höhe des Zimmers von Einfluß die äußere Lufttemperatur und die Lage desselben gegen seine Umgebungen. Es ist allgemein bekannt, daß Zimmer, die über ungeheizten Räumen, besonders über Durchfahrten liegen, durch welche beständig kalte Luft strömt, sehr schwer heizbar sind; ähnlich wirken nebenliegende kalte Räume herabdrückend auf die Temperatur eines Zimmers, während die Lage über abgeschlossenen Kellern von gleichmäßiger Temperatur, oder mehr noch über regelmäßig geheizten Zimmern, sich durch die Annehmlichkeit eines warmen Fußbodens auszeichnet. Man kann daher mit Recht behaupten, daß ein geheizter Ofen dem in nächst höherer Etage liegenden Wohnraum eben so viel nützt, als demjenigen, in welchem er sich befindet.

Aber auch mit dem Sinken der äußeren Temperatur ändert sich das Wärmeverhältniß der Luftschichten in verschiedener Zimmerhöhe, so daß, wenn 15 Grad in der Mitte und 12 Grad am Fußboden bei 0 Grad Luftwärme im Freien erzielt werden, man bei derselben Einrichtung nur etwa 8 Grad am Fußboden bekommt, wenn außen 10 Grad Kälte herrschen. Um warme Füße zu behalten, muß man alsdann die Mitteltemperatur um einige Grade steigern und übersteigt leicht die Grenze der Zuträglichkeit.

Es ist ferner leicht einzusehen, daß das Material, aus dem die Wände eines Wohnhauses bestehen, und zugleich die Stärke derselben, einen wesentlichen Einfluß auf leichtere oder schwerere Erwärmung durch Heizung ausüben. Nach Angaben von Prof. Weidinger, von welchem die zahlreichsten und zuverlässigsten neueren Untersuchungen bezüglich Heizung und Pyrotechnik angestellt worden sind, beträgt für denselben Raum, wenn er bei 5 Grad Kälte im Freien, innen auf 15 Grad Wärme durch Feuerung mit Holz gebracht werden soll, und wenn 1 Pfund Holz 2700 Wärmeeinheiten liefert, der Verlust bei einer Wand-

0,5 Fuß gleich 0,16 Meter 12,4 Pfd. Holz.

1,0 " " 0,31 " 7,8 " "

1,5 " " 0,47 " 5,7 " "

2,0 " " 0,63 " 4,5 " "

2,5 " " 0,78 " 3,7 " "

woraus zu sehen ist, daß der Unterschied zwischen der letzten und ersten Position das 3 $\frac{1}{2}$ -fache beträgt, oder, da unsere fünfstöckigen Wohnhäuser in ihrer Wanddicke in dem angegebenen Maß nach oben abnehmen, daß die Bewohner der Manjarbenetage gegen die der beiden untersten Stockwerke in eben diesem Verhältniß bezüglich ihres Heizungsverlustes ungünstiger situiert sind.

Dieser Verlust an Brennmaterial durch Wärmeleitung nach außen ist nicht zu identifiziren mit einem gewissen Aufwand an solchem, der auf Rechnung der Ventilation oder unumgänglich nothwendigen Lusterneuerung zu setzen ist. Es wird jetzt von der wissenschaftlichen Gesundheitslehre allgemein hervorgehoben, daß ebenso unerläßlich, wie für Erhaltung einer normalen Wärme, auch für regelmäßige Beschaffung eines genügenden Quantum

frischer Luft gesorgt werden müsse; und da das eben zu der Jahreszeit, da man der künstlichen Erwärmung bedarf, nicht durch beständiges Offenhalten der Fenster geschehen kann, sondern man sich im Gegentheil um einen möglichst guten Verschluss derselben bemüht, so kann auch die Ventilation in genügendem Maße nur durch künstliche Einrichtungen geschehen, die sich vortheilhaft gerade mit den Heizanlagen verbinden lassen. Alsdann erst lassen sich auch kleine, von vielen Menschen bewohnte Räume, auf welche die große Mehrtheit heutigentags angewiesen ist, ohne Nachtheil für die Gesundheit benutzen.

Man bedenke zur Beurtheilung des Ventilationsbedürfnisses, daß ein erwachsener Mensch in der Stunde 300 Liter frischer Luft verbraucht, der er 34 Gramme Sauerstoff entnimmt und dafür etwa 20 Liter Kohlenäure und 60 bis 80 Liter Wasserdampf durch Ausathmung zuführt. Rein oder frisch ist die Luft so lange zu nennen, als sie nicht mehr als 4 Theile Kohlenäure auf 1000 Theile enthält. Nach Morin und Bettendorfer ist das Maximum von Kohlenäure in der Luft, in welcher der Mensch sich ohne Benachtheiligung der Gesundheit noch aufhalten kann, 8 Theile auf 1000 Theile. Er wird also in einem Raum von 20 Kubikmetern ohne jede Ventilation schon nach einer Stunde dieses Maximum von Kohlenäure erzeugt haben. Unter Berücksichtigung dieses Umstandes, und wegen der gleichfalls nöthigen Entfernung des Wasserdampfes, sowie anderer in geringerer Menge auftretenden lästigen Produkte der menschlichen Aus-

dünstung, kann man in runden Zahlen annehmen, daß in einer Stunde an frischer Luft zu- und an verdorbener abgeführt werden müssen, bei einem Raum von:

20 Kubikmetern pro Kopf der Einwohner	80 Kubikmeter
30 "	70 "
40 "	60 "
50 "	50 "
60 "	40 "

Diese Zahlen sind leicht zu behalten, da ihre Summe immer gleich hundert ist. Sie werden leider nur in verschwindend wenigen Privatwohnungen erreicht. Dagegen legt man sie der Einrichtung neuerer öffentlicher Bauten zu Grunde, z. B. den Militärkasernen; in den englischen geht man sogar noch etwas weiter, es werden dort pro Mann 17 Kubikmeter Raum und 85 Kubikmeter frische Luft pro Stunde gerechnet. In Schulen, die nur während vier oder zwei Stunden am Tage von einer größeren Zahl jüngerer Personen benutzt werden, für welche pro Kopf 20 Kubikmeter Raum zu rechnen sind, genügt eine Ventilation, die stündlich 40 Kubikmeter Luft für die Person zuführt; aber es leisten bis jetzt nur wenige der neuesten Schulen diesem Bedürfnis annähernd im angegebenen Maße Befriedigung. Zimmer, in denen sich Kranke befinden, sollten mindestens mit 60 Kubikmetern frischer Luft für Kopf und Stunde, in Hospitälern aber mit 100 Kubikmetern, und bei Epidemien mit 150 Kubikmetern solcher versehen werden. (Fortsetzung folgt.)

Heber deutsche Familiennamen.

Von M. Wittich.

Eine eigenthümliche Thatsache ist es, daß ein Mensch zwei oder mehrere Namen hat; man sollte meinen, eine abgeschlossene persönliche Einheit dürfe auch nur einen Namen führen. Aber das praktische Bedürfnis, welches vorlag, eine Menge von Leuten gleichen Namens zu individualisiren, jeden einzelnen genau zu bezeichnen, bestimmte die Leute, einem Manne zwei, drei, vier, ja noch mehr Namen beizulegen. Zunächst konnte zu dem ersten einzelnen Namen eines Mannes der des Vaters im Genitiv treten, um ihn durch die Abstammung genau zu bezeichnen, oder man bildete Wortableitungen, welche die Herkunft von N. N. (dem Vater) ausprägten. So entstand etwas, was in die späteren Familiennamen überging.

Die Familiennamen sind bei weitem jüngeren Datums, als man gewöhnlich meint. Wenn man frühe schon abstammungsbezeichnende Worte auf ung und ing findet, wie Merowinger, Agilulfinger, Nibelungen, Karolinger oder Karlinger, so bezeichnete man mit ihnen doch nur die ganze Sippe, nie aber hieß ein einzelner so. Aufgekommen sind die wirklichen Familiennamen im 13. Jahrhundert, wo sie noch nicht recht fest geworden und nur einzeln zu finden sind, allgemein wurden sie erst im 16. Jahrhundert, der Zeit der Reformation.

In den höchsten Höhen und in den tiefsten Tiefen der Gesellschaft, bei Hofe und bei den Bauern, hält sich das Alte am festesten, daher die Bauern denn der Hort des Konservatismus sind, aber wohl auch nicht ewig bleiben werden. So haben die russischen Bauern oft heute noch ebensowenig einen Familiennamen wie die deutschen Fürsten, die ersteren setzten zu ihrem Namen den des Vaters und die zweiten nennen sich nach ihren Stammurgen oder Stammländern.

In den Familiennamen beginnt noch einmal eine neue, triebkräftige Thätigkeit des Beobachtens und Benennens. Alle jene Gesichtspunkte, welche wir früher bei den Taufnamen als leitende und bestimmende bei der Namenverleihung erkannten, kommen hier wieder in Betracht. Besondere Eigenschaften, Fehler sowie Tugenden, bedeutende Thaten und Unthaten und dergleichen leiten die Wahl der Bezeichnung. Nur kommen hier noch eine Menge neue Elemente hinzu. Die Bildung der Familiennamen ergibt etwa vier große Gruppen.

Die erste der Familiennamenbildung geht so vor sich, daß ein ursprünglich alter Eigenname Familienname wird oder daß eine Weiterbildung von einem solchen alten Namen stattfindet. Einige Beispiele mögen die Sache illustriren. Guonrat, Konrad, bildet, wie früher erwähnt, die Verkleinerungsform Kunz, davon denn alle heutigen Kunze oder Kunze sich herschreiben; auch

Künzel ist nichts anderes, als eine neue Verkleinerung des alten Konrad, deshalb möglich, weil inzwischen in dem Kunz die Verkleinerung nicht mehr gefühlt und verstanden wurde.

Diese Gruppe, deren Vertreter die längste Geschichte haben und an denen der „Zahn der Zeit“ am meisten genagt hat, sind für den deutschen Sprachforscher bei weitem die interessantesten. Freilich sind sie auch in ihren heutigen Formen oft recht räthselhaft und schwer zu entziffern, eben weil die Entwicklung und stete Veränderung unserer Sprache auch sie mit erfaste und umso mehr umgestaltete, als man die alte Bedeutung aus dem Bewußtsein verlor. Dazu kommt noch, daß diese Umbildungen oft nicht von dem einfachen alten Vor- oder Taufnamen herzuleiten sind, sondern zum Theil von schon vorgenommenen Umbildungen und Zusammensetzungen herrühren.

Welches Leben gewinnt aber ein noch heut üblicher Familienname durch Zurückführung auf seine echte alte Form. So ist der vielverbreitete Seifert und seine Brüder Seifart, Seyfert, Seiffert oder wie sie sich sonst schreiben, nichts andres als Seifrit oder Sigfrit, der sagenberühmte Drachentöbter, der Sohn König Sigmunds zu Xanten am Rhein, der im Nibelungenlied auftritt und der schließlich auf einen alten Sonnengott zurückgeht; der Untergang der Sonne, ihre Bewältigung durch finstere Mächte ist in der späteren Sage die hinterlistige Ermordung Sigfriebs durch den tüchtigen Hagen geworden.

Unentziffert sind viele Familiennamen, die sich von Verkleinerungsformen, Koseformen, Schmeichelformen alter Taufnamen herschreiben. Aus dem alten Marpoto, Marbod ward eine solche Koseform Maro gebildet, daraus ward in jüngerer Zeit der Familienname Marr. Rein braucht nicht das bekannte Eigenschaftswort zu sein, sondern geht wohl eher auf Regin, Regino von Reginhard zurück, Haugl, Hauch, Hock auf Hugo oder Hucco von Hugibert, Härtel auf Hartilo von Hartmann. Reiz und Reiz sind Umbildungen von Rigo, der Koseform des Namens Richard oder eines anderen mit Rich als erstem Bestandtheil zusammengesetzten. Perz geht auf Berzo zurück, das von Bernhard, Singel auf Singilo, Sinzo, das von Sintram kommt.

Nicht selten mögen einst Zusammensetzungen zweier Koseformen gewesen sein, welche Annahme oft bei seltsam klingenden Namenformen treffliche Dienste leistet und Aufklärungen gibt in dunkle Bildungen, die sonst aller Deutungsversuche spotteten. Von bairischen Namen der Art gibt Steub, ein bedeutender Namensforscher, unter anderen: Bohmwetsch gleich Bezgo (Koseform von Werner), der Sohn des Bomo (Koseform für Botmar); Gottswinter gleich Windheri (d. i. Wendenheld, der sich im Kampf gegen die Wenden

ausgezeichnet hat), der Sohn des Gozo, Koseform für Gotfried, womit auch Götz und Göthe zusammenzubringen sind; Hopfenstod gleich Tocco (Koseform für Thudger), der Sohn des Hoffo (Koseform für Hugfried). Wir liefen Gefahr, zu weitläufig zu werden, wollten wir nur die nächstliegenden Bildungen der Art anführen, nennen wollen wir nur noch um seines berühmten Trägers willen den Namen Freiligrath, den Steub aus Kato (einer schmeichelnden Abkürzung von Katolf) und Frilico oder Fridilico, was von Frido kommt, das seinerseits wieder eine Schmeichelform zu Friedrich ist, herleitet.

Man sieht, das Geschäft der richtigen Namensdeutung ist nicht so einfach, und eben recht leichtverständlich klingende Namenformen sind oft die schwierigsten, wenn es gilt, sie recht zu erklären. Vielfach suchte man auch unverständlich gewordene Namen neu mit Inhalt zu erfüllen, indem man sie verständlichen Worten annäherte, daher denn viele naheliegende Mißverständnisse. Kummer bedeutet nicht eine im Namen vollzogene Berewigung von Leiden des Gründers der Familie, sondern ist ebenfalls aus einem altgermanischen Eigennamen, aus Kunimar, der von berühmtem Geschlecht Abstammende, genommen; Hummer bedeutet nicht den bekannten Seekrebs, sondern wohl vielmehr ist es eine Umbildung von Hugmar, das ist der Gedankenmächtige, durch Klugheit Berühmte. Hunger kann sehr wohl bedeuten einen, dessen Ahnherr auf den katalaunischen Feldern sich Ruhm geholt und den Hunnen gezeigt hat, was eine Harke ist, er hieß wohl ursprünglich Huniger.

An sofort verständliche und als Vornamen kenntliche Familiennamen, wie Heinrich, Ludwig, Werner, Walther, Leuthold, Rudolf, Arnhold u. s. w. sei nur erinnert; für sie Beispiele aufhäufen, hieße Eulen nach Athen tragen oder Wasser in die Elbe gießen.

Die zweite Klasse von Familiennamen bezeichnet einen Mann (denn mit Mannsnamen haben wir es hauptsächlich zu thun, da der Gatte für die Frau, der Vater oder ältere Bruder für eine Haus-tochter rechtlich einstand) als Träger einer besondern Eigenschaft des Körpers oder Geistes. Wenn eine Anzahl unbekannter Touristen sich zur Labung niederläßt, so bezeichnen die bairischen Schenkinnen sie nach Weise der Väter, indem sie auf die schwarze Tafel kunstlos notiren: der Roth, der Lang, der Glaget (der mit der Glage), die Nase u. s. w. Daher unsre Alt, Jung, Weiß, Roth, Braun, Schwarz, Groß, Klein, Lang, Kurz, Kraus und Straub*), beide vom krausen, sich sträubenden Haar abzuleiten; zu letzteren beiden finden auch die Gegensätze Schlichthörle und Schönhärl. Red, Stolz, Stolze, Rasch, Rasch oder Resch, Streng, Treu geben die bezüglichen Eigenschaften des Geistes und Gemüthes als in besonders hohem Grade an ihren Trägern vorhanden, kund. Auch leibliche und geistige Gebrechen werden zu Personenbenennung verwendet: Blind, Schilcher (gleich Schiel), Stammler, Schadenfroh, Unslad (vlat gleich reinlich). Bei dieser Gelegenheit werden wir auch passend hinweisen auf die Thatfache, daß die Familiennamen nicht nur von ihren Trägern selbst gewählt wurden, denn solche, die ein körperliches oder sonstiges Gebrechen bezeichnen, dürfte sich kaum jemand selbst beigelegt haben, sondern daß diese ihnen von andern beigelegt wurden und dann so an der Person festhafteten, daß sie als Erbthum sogar für Kinder und Kindeskinder in der Familie verblieben, diesen oft nicht eben zur Freude!

Die dritte Klasse von Familiennamen beruht auf Gewerbe, Amt, Stand und Würde. Als den wichtigsten Stand stellen wir den edlen Nährstand an die Spitze, der am häufigsten dargestellt wird durch die Namensform Maier und seine verschiednen geschriebenen Spielarten, wie Meier, Meyer, Mayer, Meyr und wie sie alle lauten. München wies im Adreßbuch von 1870 bei 170 000 Einwohnern 350 einfache Maier, Hannover aber bei 80 000 Einwohnern deren sogar 400 auf, sodas die Münchener, nach dem Hannoveranermaßstab gemessen, eigentlich 450 Maier zu wenig hätten. Da sind aber noch garnicht die unzähligen Zusammensetzungen mit unbegriffen. Mittermayer, der Guts-pachter in der Mitte eines Ortes, Ober- und Niedermaier, Ostermeier, Westermeyer sind auch verschiedne, nach Lage ihres Baulandes benannte Arten von Maiern. Maier ist übrigens lateinischen Ursprungs und bedeutet den Major oder Obersten eines Hofes. Sadelmaier ist der Zeit-, Leib- oder Erbpächter eines Sadelhofes. Wer zählt die Müller und Schmid in ihren verschiedensten Schreibungen? Ebensowenig wie diese be-

dürfen die Fischer, Wagner, Kramer, Kaufmann, Probst, Richter, Bürger, Bauer einer Erklärung; Schulze, das alte Schultahis, noch lebendig und verständlich im Dorfschulzen, ist wohl auch allgemein klar. Ferg ist der Ferge, der Fährmann, Hofmann ist ein Höriger, eigener Mann eines ländlichen Herrenhofes, Plattner ist der Waffenschmied und Pleitner nicht einer, der Pleite machte, sondern Wurfmaschinen, Vorläufer der Kanonen, herstellte, die man ehemals Pleiten nannte. Schmeller, eigentlich Schmelter, kommt von Schmeltze, einer dünnen, langhalmigen Grasart, die man zu Flechtwerk verwendete, ein solcher Kunstflechter hieß dann Schmelter oder Schmeller. Schröder, Schroder, niederdeutsch Schrader, ist von schrotten, schneiden abzuleiten und dasselbe wie der Name Schneider. Neben Schuster, welches aus dem älteren Schuhhuter zusammengesetzt ist, gab es ehemals den Ausdruck Schuchworcht, der der Stammvater der Schubart, Schubert, Schuffert, Schaufert geworden ist. Schwegler heißt der Virtuoso auf der Schwegelpfeife oder Schwegel, welcher Name schon in Alfilas' gothischer Bibelübersetzung (9. Jahrhundert) vorkommt. Stüber, Stöber heißt der Inhaber einer Badestube. Eine offene Frage bleibt noch, wie die Bezeichnungen für höchste Würdenträger, wie Kaiser, König, Pabst, Herzog, Fürst, Bisthum (Vicedominus gleich des Herrschers Stellvertreter) in die bürgerlichen Kreise kamen; etwa von Hauschildern, die man sonst als Firmen oder Hausnummern brauchte?

Die vierte Klasse der Familiennamen bewahrt das Gedächtniß an eine frühere Heimat ihrer Träger, an Hof, Dorf, Stadt oder Stammesland. Böhme, Böhm, Preuß, Schwab, Frank, Thüring und Dühring, Heß, Fries, Sachs, Unger erklären sich selbst, der Wind, Windisch, Windischmann, Wendt oder Wend ist der Wende; Wahl, Walch oder Wälsch ist der Wälschländer, d. i. der Romane überhaupt, sei er nun Italiener, Spanier oder Franzos. Lambert, Lampart ist der Lombarde oder Longobarde. Schotten zogen im Mittelalter zahlreich als Krämer und Hausirer in unsern deutschen Gauen umher. In Sers und Serz hat sich der mittelalterliche Name der Sarazenen erhalten, dem Heid und Mohr sich gleichbedeutend an die Seite stellen. In Hunn, Hün und Haun geht geipenstergleich der ehemalige Schrecken Deutschlands, der Hunne um. Die Auer, Hofer, Berger, Bergheimer lehnen sich an die Au, den Hof, den Berg so verständlich an, daß eine Deutung überflüssig.

Ferner gehören hierher die väterstädteangehenden Namen, welche bei den Handwerksgehülfen noch heute im Schwange gehen auf den Werkstätten und Herbergen: der Wiener, der Berliner, der Leipziger, der Ulmer und wo sie alle hergewandert sein mögen zur Arbeit oder in die Herberge, wo die offene Lade steht, zu fröhlichem Trunk und Rundgesang.

Zudem nannte man jeden fremdwärts Einwandernden, da er von außen kam, Neufner, woraus denn später die Eigner, Eisner oder wie sie sich sonst schreiben mögen, ihren Namen abzuleiten hätten.

Deder oder Eder sind die Leute, welche in der Dede, Einöde wohnen; viele Ortsnamen bilden sich durch Zusammensetzung mit Dede und so auch viele Eigennamen für Leute, die aus diesen Orten aus- und wo anders anwanderten.

Enthofer, Entleutner, Entstraßer sind Leute, die enet, d. h. jenseit des Hofes, der Leite, der Straße wohnen. Obweger kommt her von dem in Tirol nicht seltenen Ortsnamen Ob-Weg, d. i. ob des Weges, überm Weg drüben. Die zahlreichen Reiter und Reuter dürften wohl kaum alle Reiter zu Pferd sein, sondern sie sind vom Reut, dem gereuteten oder gerodeten Land benannt, was sich auch Gereut oder Greut schreiben kann, was bairisch Greutell und schweizerisch Grütli klingt. Die Ueberreiter sind aber berittene Leute und entsprechen unseren reitenden Gensdarmen. Der Name Schwendner besagt, daß sein Träger in alter Zeit Urwald abgeschwendet, d. i. abgetrieben hat, und die Schwender sind die, die später darauf saßen und ihren Kohl bauten. Werther, der unglückliche Liebhaber Lotzens, leitet sich von Wert oder Wörth, d. i. Eiland oder Insel, wovon der Ortsname Donauwörth u. a.

In einem solchen Namen haben die betreffenden Träger gleich ein Stück Familiengeschichte und besitzen fast gleich Urkunden zuverlässige Ausweise über die Herkunft und Heimat ihrer Ahnen, während die leichten Verkehrsmittel unsrer Tage solche Benennung unpraktisch und nicht paßlich erscheinen lassen dürften.

(Schluß folgt.)

*) Strobel: Strubelpeter, bekannt als der Titel des verbreiteten „moralischen“ Bilderbuchs.

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von Rudolph von B.

(Fortsetzung.)

Herr Bartelmeyer fühlte sich beleidigt; es ist doch wirklich stark, dachte er, daß es die vornehmen Herren und auch die, fügte er zu seiner innersten Genugthuung hinzu, welche bloß so vornehm thun, immer mit dem Weibsvolk halten.

„Na, mir kann's recht sein,“ brummte er und rückte nur ein ganz klein wenig an seiner dickwattirten Kappe, die er Winter wie Sommer von früh bis abend auf seinem kahlen Haupte trug. Dann ging er den andern nach in die Gaststube und überließ die Neuangekommnen der Anne.

Die aber nickte ihm triumphirend nach:

„Geh' er nur. Solange er dabei war, der Bartelmeyer, Herr von Willisch, hätt' ich doch nichts erzählt, wenigstens nicht 's richtige. Denn von Gutmüthigkeit gib't bei dem keine Spur. Wenn der könnte, brächt' er die ganze Welt ins Verrücktenhaus oder ins Zuchthaus. Na, mir kommt er aber nicht, ich sag' ihm manchmal meine Meinung, daß ihm Hören und Sehen vergeht.“

Willisch lachte. „Ja, Ihr Mundwerk ist berühmt, Anne, zehn Meilen im Umkreise. Aber uns wär's lieber, wenn uns bei ihren Reden nicht Hören und Sehen verginge; im Gegentheil, wir wollen was Vernünftiges hören. Wir kennen die unglückliche Dame, die sie da ins Irrenhaus schaffen; wir können ihr vielleicht auch was nützen, wenn sie, Anne, uns was Gescheites von ihr erzählen kann.“

„Ich? Na ob! Nu hören Sie bloß!“ Sie schaute sich noch einmal um, als wär's ein wichtiges Geheimniß, was sie den beiden Männern jetzt anvertrauen wollte, hielt die eine ihrer fleischigen Hände vor den Mund, damit der Schall ihrer Worte ja nicht zur Wirthshausstür hinüberkämme, und begann möglichst gedämpften Tons:

„Sehn Sie, 's war also so: ich bracht' ihr's Wasser, und sie redte grade mit der andern Dame, der in einemweg die Thränen in die Augen traten, wenn sie auch partout nicht weinen wollte. O, sag' sie und sah ganz verzweifelt zum Himmel, wenn ich nur einen Ausweg wüßte, wie ich ihm ent-, na, wie sagte sie gleich? — entweichen, nee, entrimmen, richtig, entrimmen kann. Ich weiß ja — er hat mir's im Spaße — nee, im Scherze, sagte sie, ich hab' mir alles Wort für Wort gemerkt, — er hat mir's im Scherze oft gesagt, daß er mich ganz in der Hand hat, daß er mich — na, wie war's doch? — ver—“

„Vernichten, sagte er vielleicht,“ kam ihr Willisch zu Hilfe.

„Ja, wahrhaftig, was so 'n vornehmer Herr, wie Sie, Herr von Willisch, doch gescheit ist, — vernichten hat sie gesagt; und daß er mich auch vernichten wird, wenn ich nicht übergeschnappt, nee, wahninnig hat sie wohl gesagt, wahninnig sein wollte. Nu ja, ich will wahninnig sein, der Gedanke an das furchtbare Schicksal hätt' sie, — hätt' ihr —,nehmens nur nicht übel die Herren, aber sie sprach so grausam vornehm, die schöne Dame —“

„Na, nur weiter,“ trieb Willisch, während Fritz Lauter mit gespanntester Aufmerksamkeit zuhörte und ebensovohl die Magd als seinen Begleiter scharf beobachtete.

„Also hätt' sie — hätt' ihr der Gedanke an das furchtbare Schicksal,“ nahm Willisch den abgerissenen Faden von Anne's Erzählung wieder auf.

„Er hätt' ihr was gebrochen, sagte sie, aber was, das weiß ich wahrhaftig nicht.“

„Das Herz gebrochen.“

„Richtig, 's Herz, ach du mein Gott, wie schrecklich muß das sein, wenn einem 's Herz im Leibe zerbricht und, 's ist zu schrecklich, daß da eins noch leben muß. Ja, und wissen Sie, Herr von Willisch und Sie, junger Herr, nicht bloß 's Herz, alles wär' gebrochen bei ihr, sagte sie, der Muth und der Stolz, und — und, na kurz, 's muß rein garnicht mehr ganz bei ihr sein, — nee, so 'n furchtbares, gräßliches Unglück,“ die Anne mußte sich mit der Schürze die hellen Thränen abwischen, die ihr über die dicken Backen flossen.

„Na, weiter weiß sie wohl nichts, Anne?“ fragte Willisch.

„Ich, nu, warten Sie 'mal en kleinen Augenblick, Herr von Willisch, es fällt mir schon noch was ein. Vor mir haben sie sich garnicht schenirt, die Damen; sie müssen mir gleich angesehen haben, daß ich kein so'n Plappermaul bin und so'n schlechtes Herz hab', wie andre Frauenzimmer, nicht wahr, — Herr von Willisch?“

„Ja, ja, angesehen werden sie ihr schon was haben, Anne, das glaub' ich auch. Nun wollen wir aber endlich zum Ende kommen, — also weiß sie noch was oder nicht?“

„Ja, von ihrem Manne sprach sie...“

„Das ist vielleicht der Schwede?“ forschte Willisch.

„Nee, ihr Mann, ihr richtiger Mann war das nicht, aber ihr Dotter, wie der Bartelmeyer sagt, ist der auch nicht; ihr Mann ist in Amerika, sag' sie...“

„In Amerika? Unsinn, Anne, der ihr Mann ist in P. und nicht in Amerika.“

„Nee, Herr von Willisch,“ beharrte die Anne eifrig und bestimmte auf ihrer Mittheilung; „da wissen Sie doch nicht Bescheid, denn das hab' ich ganz genau gehört. Ueberhaupt muß's ene Wittwe sein, ene junge Wittwe freilich, ist's noch, — in die dreißiger kann sie noch garnicht sein, aber sie sagte, sechs Jahre wär's her, daß sie ihr Mann in Amerika zum letztenmal gesehn und in England, richtig, nu fällt mir noch was ein, in England, wie sie direkt von Amerika gekommen wär', hätt' sie den Schweden zum erstenmal gesehn. Das wär' ihr Unglück gewesen, denn da hätt' sie sich entschlossen, nicht wieder nach Amerika zurückzugehen...“

„Himmeltreuzschickschwerenoth,“ fluchte da auf einmal von der Wirthshausstür die Stimme des Wirths dazwischen, „im Stall da wird's ganze Vieh rabiät, weil die nichtsnutzige Dirne nicht da ist, und hier steht sie und hält die Herren immer noch mit ihrem verrückten Geschwätz auf, — nanu reißt mir die Geduld, und wenn du nu nicht machst, daß du zum Vieh kommst, wo du hingehörst, — ich sag' dir —“

„Ich bin eben nicht so, wie andere Leute, die bloß mit dem Vieh umgehen können, wie sich's gehört,“ gab die Anne pazig zurück. „Die Herren werden schon wissen, mit wem sie reden sollen, und, na, ich denke, ich hab' Ihr' auch alles erzählt, Herr von Willisch, und dumm war's gewiß nicht und wahr ist's auch bis aufs Tüpfel überm i, das können's ganz für bestimmt glauben, — da kann ich zur Abwechslung auch wieder 'mal nach mei'm Vieh sehn. Das hätt' ich aber auch so gethan, da braucht der Wirth mich garnicht erst so anzuschauzen.“

Sie machte eine Art Knix vor Willisch und suchte einen ganz besonders zierlichen vor Fritz Lauter herauszudreheln, dann ging sie, beide Arme in die Seite gestemmt, ohne ihren Schritt sonderlich zu beschleunigen, nach dem Stalle.

Willisch und Lauter gingen beim Wirth vorüber, der jetzt wieder sehr höflich zu scheinen sich bemühte, in die Gaststube. Willisch bestellte eine Flasche vom besten Landwein, die er an den entlegensten Tisch des langen, schmalen Gemaches bringen ließ.

„Nun, was meinen Sie zu dem, was wir jetzt erlebt und gehört haben, Herr Lauter?“

Fritz Lauter antwortete nicht sogleich. Endlich sagte er:

„Die unglückliche, gewiß sehr unglückliche Frau ist wahninnig, das erklärt auch die unsinnigen Reden, die sie geführt haben mag, soweit die Phantasie der Magd nicht doch hier und da dem, was sie gehört, nachgeholfen hat. Halten Sie denn aber für sicher, daß mein Chef der Mann ist, von dem die Wahninnige gesprochen hat?“

Willisch holte eine große Brieftasche hervor, nahm ein mehrfach zusammengefaltetes Papier heraus und sagte:

„Hören Sie einmal ein paar Zeilen von dem, was mir meine Cousine schreibt, die Pakerten, wissen Sie, ich sagte Ihnen wohl schon, daß Ihr Pakert, das alte Druckeriungeheuer, mein angeheiratheter Cousin ist?“

Fritz Lauter nickte. „Na ja, und die Pauline war doch so'n Stück Liebste von mir; eh' sie verheirathet war, versteht sich, denn jetzt zerbräch' mir der Better Pakert alle Knochen im Leibe, wenn ich noch en Auge auf seine Frau hätt'. Hübsch war sie, verdamm't hübsch, sag' ich Ihnen, tausendmal zu hübsch für ihren Eisbären von Mann. Von der also bekom'm' ich gestern einen Brief — sie hat Oberhemden für mich gemacht, das versteht sie aus dem Ff, sag' ich Ihnen, und wenn ich sie im feinsten Laden kaufe und vierzig Thaler für's Duzend bezahle, bekom'm' ich sie nicht so fein und so riesig billig; also die Pauline schickt mir die

Oberhemden und schreibt mir einen langmächtigen Brief dazu, von allem Tod und Teufel. Natürlich jammert sie über den Flegel von Mann, der zwar ein ganz guter Kerl ist, seine Güte aber immer durch das fürchterlichste Schimpfen und Fluchen so gut verdeckt, daß man auch nicht eine Spur davon merkt. Und dann kommt sie auf den Klatsch in der Stadt zu sprechen, und da ist sie beschlagen, wie wenig andere Weiber. Sie ist nämlich nicht auf den Kopf gefallen und überall 'rum kommt sie auch, weil sie für kolossal viel noble Herrschaften die feine Wäsche hat; auch für die Schauspielerinnen, für die, die was Ordentliches in die Suppe zu brocken haben natürlich, von wegen hoher Gage oder hübschen Gesichts, wissen Sie, — und da hat sie nu die Geschichte gehört, die ich Ihnen jetzt vorlesen will: „Nu aber muß ich Dir noch eine Geschichte schreiben,“ — schreibt sie, — „die hier noch kein Mensch kennt, die aber ganz bestimmt wahr ist und mit der's einen fürchterlichen Spektakel geben wird, — Du weißt, Willisch, ich kenn' so was. Eine von den beim Theater hat ihrem Mann ausreißen wollen — wer's is, krieg' ich auch schon noch 'raus — mit einem vornehmen Herrn von 'ner Zeitung, — wie's nu so weit kommt, kriegt sie raus, daß der garnicht mit ihr ausreißen will, sondern mit 'ner andern verheiratheten Frau, mit der der schlechte Kerl auch so'n Verhältniß gehabt hat, darüber soll die vom Theater, weil sie in den Menschen ganz verrückt gewesen ist, nu wirklich übergeschnappt sein, und der andre Mann soll's auch erfahren haben und soll fürchterlich wüthend sein und soll den andern todtschlagen oder todtschießen wollen. Nu kannst Du Dir denken, Willisch, was das für einen schauderhaften Skandal geben wird. Wenn Du mir nur blos schreiben könntest,

wie der schlechte Kerl von der Zeitung heißen mag. Du kennst'n gewiß.“ Willisch brach ab und steckte den Brief wieder ein.

Fritz Lauter, dessen Gesicht glühend roth vor Entrüstung geworden war, fuhr auf und sagte mit scharfer, aber vor Erregung beinahe zitternder Stimme: „Und Sie, Herr Willisch, glauben das, was Ihnen die Frau da schreibt, und Sie glauben auch den Schurken zu kennen, um den es sich handelt?“

Willisch machte ein sehr überlegenes Gesicht:

„Regen Sie Sich nur nicht gleich so fürchterlich auf, junger Herr. Sie kennen eben die Welt so wenig, wie ein geborner Einsiedler. Schurke — wenn einer en Verhältniß mit 'ner hübschen Frau hat! Da laufen verdammt viel Schurken in der Weltgeschichte 'rum.“

„Antworten Sie mir kurz und klar, Herr Willisch, wenn Sie Sich etwas aus unsrer Freundschaft machen. Wie ich über derartige Verhältnisse denke und über die Leute, welche sie einzugehen im Stande sind, ist jetzt ganz Nebensache. Ist die Mittheilung Ihrer Cousine wahr und kennen Sie den betreffenden — Herrn?“

„Na meinethwegen, kurz und klar. Die Geschichte ist wahr — den Beweis haben wir eben erst ins Irrenhaus schaffen sehen. Und was den Herrn von der Zeitung anbetrifft, so können Sie Sich die Antwort ja selbst geben, stellen Sie blos das, was wir eben gesehen und gehört haben — daß sich die Anne die Geschichte nicht aus den Fingerspitzen gesogen haben kann, wissen Sie so gut wie ich, — 'mal zusammen mit dem Briefe von der Packerten, dann werden Sie schon wissen, wer der Schwede eigentlich ist.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Republiken Südamerika's in ihrer Vergangenheit und Gegenwart.

Historische Skizze von Dr. Max Vogler.

(Fortsetzung.)

Im Juni erfolgte die Ausweisung sämtlicher Spanier aus Peru und Bolivia, und Prado wurde im Dezember zum Dank für die glänzende Verteidigung mit großer Majorität zum Präsidenten der Republik gewählt. Das Land aber hatte durch den Krieg sehr gelitten, die Finanzen befanden sich in einem kläglichen Zustande, der Staatsschatz war erschöpft, und niemand hatte den Muth, seine Kapitalien anzulegen oder gar der Regierung Geld zu leihen. Um diese traurigen Verhältnisse zu bessern, wurde eine neue, mit dem 31. August 1867 in Kraft getretene konstitutionelle Verfassung angenommen, der zufolge die Präsidentschaftsperiode auf fünf Jahre festgesetzt war. Aber schon im Januar 1868 brach eine neue Revolution aus, infolge deren Prado als Präsident gestürzt und der Großmarschall La Fuente zum Chef der Exekutivgewalt ernannt wurde, welcher nun seinerseits die Allianz mit Chile, Bolivia und Ecuador für gelöst und alle durch Prado eingegangenen Verbindlichkeiten für aufgehoben erklärte, dagegen den von Pazet am 21. Januar 1865 mit Spanien abgeschlossenen Vertrag bestätigte. Am 1. August 1868 trat der zum Präsidenten gewählte Oberst J. F. Balta sein Amt an. Schon wenige Tage später, am 13. August, wurde das Land durch ein starkes Erdbeben und eine Flutwelle, welche die blühendsten Hafenplätze zerstörte, schwer heimgesucht, und um das Unglück voll zu machen, gestellte sich zu mehreren kleineren Erdbeben, die weitere Verluste an Menschenleben und Kapital herbeiführten, 1869 noch der unheimliche Gast des gelben Fiebers. Der Präsident Balta endete am 22. Juli 1872 bei einem durch den Oberst Gutierrez hervorgerufenen Aufstande in Lima durch Mord; Gutierrez selbst, der sich zum Diktator proklamirte und den Kongreß aufgelöst hatte, wurde schon am 26. Juli im Wege der Lynchjustiz erhängt. Der Vicepräsident Oberst Cevallos übernahm die Regierungsgewalt, berief am 27. Juli den Kongreß und stellte die Ruhe wieder her. Am 2. August wurde dann M. Prado zum Präsidenten gewählt. Wir haben uns bei der Skizzirung der historischen Vorgänge in Peru während der neueren Zeit etwas länger, als es im Hinblick auf den uns knapp zugemessenen Raum hätte geschehen sollen, aufgehalten, um dem Leser ein wenn auch nur leicht hin gezeichnetes Bild von den ununterbrochenen Meinungs- und Verfassungskämpfen, welche der Geschichte der südamerikanischen Republiken überhaupt ihren charakteristischen Stempel aufdrücken, vor die Augen zu führen, und werden uns nun hinsichtlich der Zustände und Ereignisse in der hier vorzugsweise in Betracht kommenden anderen beiden Freistaaten Bolivia und Chile, um so kürzer fassen müssen. — Bolivia umfaßt nach der 1859 erschienenen Karte des bolivianischen Oberstlieutenants F. Dondarza und neueren Verbesserungen derselben 39,638 Quadratmeilen, nach Behms Berechnung inbessern blos 25,000 Quadratmeilen mit 2 Millionen Einwohnern, einschließlich der auf 245,000 Köpfe geschätzten noch wilden Indianer. Es ist das höchste und gebirgigste Land Amerikas und zeigt in klimatischer Hinsicht gleich Peru die größte Mannichfaltigkeit in der Temperatur. Die Luft ist

außerordentlich trocken und dünn, aber gesund. Die Nordostseiten der Gebirge haben am meisten Regen, die Westseite am Meere ist regenlos und daher wüst. Die Vegetationsverhältnisse sind gleich denen in Peru, mit dem es auch den unbegrenzten Reichthum an edlen und unedlen Metallen theilt. Am berühmtesten sind in historischer Beziehung sehr bekannt gewordenen Plateaus von Potosi. Selbst an Edelsteinen (Topase, Smaragde, Opale, Zaspis, Lapis-lazuli, Hyazinthe, Amethysten) ist Bolivia reich. Ackerbau, Industrie und Handel stehen dagegen noch auf einer sehr niedrigen Stufe; bei dem Mangel an Straßen wird alles durch Lamas transportirt, zum Bau von Eisenbahnen ist erst in neuerer Zeit geschritten worden. Die Hauptbeschäftigung bilden der Bergbau und die Viehzucht. Die bedeutendste Stadt des Landes ist La Paz mit 76,372 Einwohnern, welche 13,000 Fuß über dem Meeresspiegel liegt; Chuquiaca mit 23,979 Einwohnern, im Innern des Landes reizend gelegen, hat eine Universität und ist gegenwärtig Sitz der Regierung und eines Erzbischofs.

Die Geschichte Bolivias seit der Errichtung der Republik beginnt mit eben solchen Parteilämpfen und Bluthaten wie die peruanische. Schon der erste Präsident nach General Pucro's Abzug, General Blanco, wurde in der Neujahrsnacht auf 1829 ermordet. Die Präsidentschaft seines Nachfolgers, Großmarschalls Santa Cruz, war zwar insofern heilsam, als durch ein neues Gesetzbuch eine Ausgleichung der Parteidogmen erfolgte und das Land einige Jahre größerer Ruhe genoß; indeß entstanden auch unter dieser im Jahre 1836 Revolten im Innern und kriegerische Verwickelungen mit den von den Chilenen unterstützten Peruanern unter General Gamarra, welcher letztere Santacruz in der Schlacht bei Pungay am 20. Jan. 1839 eine Niederlage beibrachte. Santacruz mußte schließlich, vom General Velasco verdrängt, die Flucht ergreifen. Dem letzteren folgte 1841 Ballivian, unter welchem im Juni 1842 abermals eine inbessern diesmal für Bolivia siegreiche Schlacht gegen Gamarra stattfand. Dann folgten neue Aufstände, während welcher Santacruz zurückkehrte, jedoch ohne Erfolg um die Wiederherstellung seiner Herrschaft kämpfte. 1847 gelangte Velasco, indem er Ballivian verdrängte, abermals auf den Präsidentenstuhl, wurde indeß schon im folgenden Jahre während eines Militäraufstandes durch den Kriegsminister Velzu gestürzt, unter dessen Regiment Parteilämpfe auf Parteilämpfe, Verschwörungen auf Verschwörungen folgten und eine vollständige Anarchie im Lande herrschte. Nichtsdestoweniger behauptete sich Velzu und wirkte mit Umsicht und Verstand für Herstellung eines geordneten Staatswesens und für Förderung des Handels, des Ackerbaues und der Industrie, bis er durch eine Soldatenerhebung gestürzt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Die Stadt Säckingen am Rhein. (Bild Seite 412.) Nachdem der Rhein den Bodensee verlassen hat, verfolgt er seinen westlichen Lauf in endlosen Krümmungen, um zu den waldreichen Ausläufern des Schwarzwaldes zu gelangen. Noch einmal gilt es bei Schaffhausen einen wilden Sprung des kühnen Alpenjohannes über die hemmende Felsenbarre, um fortan mit ruhigem Bedacht die Last des Weltverkehrs auf seinem Rücken zum Meere zu tragen. Auf der Wanderung zwischen

Waldshut und Basel neht er die Ufer eines saftgrünen Eilands, welches von seiner sackförmigen Gestalt Sacconium, zu deutsch Sädlingen genannt wurde. Die Gründung des gleichnamigen Städtchens, welches unser Bild getreulich wiedergibt, hat die Sage mit dem Andenken eines irischen Glaubensboten, Fridolin genannt, erworben. So viel steht fest, daß das von Fridolin gegründete Kloster der Kernpunkt des jetzigen gewerbreichen Städtchens gewesen ist und daß Fridolins Nachfolger in den Klostermauern der Kunst und Wissenschaft, oder was man in jenen barbarischen Zeiten Wissenschaft nannte, eine Zuflucht- und Pflanzstätte bereitete. Daß sie in Sädlingen ihren Sadel nicht vergaßen, liegt auf der Hand. An Besitz von Kostbarkeiten, seltenen Handschriften und Büchern sowie von ausgedehnten Ländereien wurden die sädinger Mönche nur von den Klöstern in Fulda und St. Gallen übertroffen. Um den Lesern einen Begriff von der weitreichenden Gerichtsbarkeit der „frommen“ Väter beizubringen, bemerken wir, daß der Krummstab ihrer Aebte seinerzeit über den jetzigen ganzen schweizerischen Kanton Glarus waltete. Im 13. Jahrhundert, der Blüthezeit des Pfaffenthums, wurden die Aebte sogar in den Reichsfürstenstand erhoben. Doch Königreiche sinken in den Staub und nur ihr Name bleibt der Nachwelt, die Heiligthümer der Vorfahren werden zum Spott für die Nachkommen, der Wechsel ist das Schicksal alles Menschlichen. Großes und Kleines, Bedeutendes und Unbedeutendes schwindet mit dem Verrauschen der Jahrhunderte, wenn es nicht die Elastizität besitzt, sich jeder Zeit anzupassen. Daß die Klosterwirtschaft von Sädlingen diese Elastizität nicht besaß, beweist ihr spurloses Verschwinden nach ihrer Säkularisirung im Anfang dieses Jahrhunderts. Der letzte Rest der prunkvollen Priesterherrschaft ist der reichverzehrte Reliquienschein in der doppelthürmigen Stiftskapelle, jetzt Pfarrkirche, mit den Knochen ihres Stifters Fridolin. Das von Napoleons Gnaden badisch gewordene Sädlingen hat heute beiläufig 3700 Einwohner und gehört zu den angesehensten Fabrikstädten des Landes; mehrere tausend Arbeiter aus den umliegenden Dörfern sind in bedeutenden Seidenfabriken, Seidenfärbereien, Baumwollwebereien und anderen gewerblichen Anstalten beschäftigt. Die Sädinger sind weit und breit als schneidig und geistig frisch bekannt. Ein Soolbad mit einer warmen Quelle labet ein, die leibliche Gesundheit zu stärken. Die weitausigen Gebäulichkeiten der gefürsteten Abtei, die man nach der Aufhebung des Ordens mit wenig Erfolg einem adeligen Frauenstifte zur Verfügung stellte, bilden die vornehmste Sehenswürdigkeit des Städtchens. Die Welt würde indeß wenig Notiz von ihm nehmen, wenn es nicht der Humor der Muse Viktor Schöffels für alle Zeit mit dichterischem Glanze verklärt hätte. Beim Anblick des idyllischen Ortes beleben sich die anheimelnden Gestalten, die Schöffel in seinem „Trompeter von Sädlingen“ geschaffen, Gestalten, wie Jung Berner, der „durch Liebe und Trompetenblasen sich ein adelig Weib errungen und der glücklichste Mann im römischen Reich geworden“, der alte Freiherr „mit dem schlimmsten Gaste, der sich in dem linken Fuße unberufen eingenistet“, ihm zu Füßen „der biedere Kater Hiddigeigei mit dem schwarzen Sammfell, mit dem mächtigen Schweiß“, des Freiherrn „holde Tochter Margaretha“, die im unbewachten Augenblick mit Werners Trompete „ungefügige Greuel-töne, schneidend falsche Dissonanzen in die Morgenstille bläst“, nicht zu vergessen den „großen Fresconaler Fludribus“, wie er „nach der Technik Buffalmacos malte, der mit Rothwein Gluth der kalten Fresco-sarbe eingehaucht, doch den Rothwein selber trank“. Und wer würde die Stadt Sädlingen wohl verlassen wollen, ohne, schon aus Pietät gegen den schöffel'schen Humor im „Schwarzen Walfisch zu Aklalon“ eingeschprochen zu haben. Freilich darf ihm das Geld nicht schon im „Löwen“ oder „Knopf“ all dahingegangen sein, denn:

„Im Schwarzen Walfisch zu Aklalon
Wird kein Prophet geehrt,
Und wer vergnügt dort leben will,
Zahlt baar, was er verzehrt.“

Dr. M. T.

Berkämpfte Hirsche im Reinhardswalde verendet gefunden (Bild Seite 413). Eine der stattlichsten und edelsten Gestalten unseres Waldes ist der Edelhirsch (Corvus Elaphus). Ungeachtet seiner Schlankheit ist er kräftig und schön gebaut und seine Haltung ist eine so edle und stolze, daß er seinen Namen mit volstem Rechte führt. Seine Leiblänge beträgt etwa 2,3 Meter, die des Schwanzes 15 Centimeter, die Höhe am Widerrist 1,5 Meter, und die am Kreuz einige Centimeter weniger. Er hat einen gestreckten, in den Weichen eingezogenen Leib mit breiter Brust und stark hervortretenden Schultern, geraden und schlanken Rücken, welcher am Widerrist etwas erhaben und am Kreuze vorstehend gerundet ist, langen, schlanken, seitlich zusammengedrückten Hals, und langen, am Hinterhaupte hohen und breiten, nach vorn zu stark verschmälerten Kopf, mit flacher, zwischen den Augen ausgehöhlter Stirne und geradem Rückenrücken. Die Augen sind mittelgroß und lebhaft, ihre Sterne länglichrund. Die Thränengruben stehen schräg abwärts gegen den Mundwinkel zu, sind ziemlich groß und bilden eine schmale, längliche Einbuchtung, an deren inneren Wänden eine fettige, breiartige Masse absondert wird, welche das Thier durch Reiben an den Bäumen auspreßt. Das Geweih des Hirsches (belauntlich eine Zier und unter Umständen gefährliche Waffe des Männchens) sitzt auf einem kurzen Rosenstode auf und ist einfach verästelt, vielprossig und aufrechtstehend. Von der Wurzel an tragen sich die Stangen in einem

ziemlich starken Bogen, der Stirne gleichgerichtet, nach rückwärts und auswärts, oben krümmen sie sich wieder in sanften Bogen nach einwärts und kehren dann ihre Spitzen etwas gegeneinander. Unmittelbar über der Nase entspringt auf der Vorderseite der Stange der Augensproß, welcher sich nach vor- und aufwärts richtet; dicht über derselben tritt der taum minder lange und dicke Eisproß hervor; in der Mitte der Stange wächst der Mittelsproß heraus und am äußeren Ende bildet sich die Krone, welche ihre Zaden ebenfalls nach vorn ausdehnt, aber je nach dem Alter und der Eigenthümlichkeit des Hirsches mannichfaltig abändert. Die Stange ist überall rund und mit zahlreichen, theils geraden, theils geschlängelten Längsfurchen durchzogen, zwischen denen sich in der Nähe der Wurzel längliche und rundliche, unregelmäßige Knoten oder Perlen bilden. Die Spitzen der Enden sind glatt. — Aus dieser Beschreibung des Hirschgeweihs erzieht man, daß dasselbe dem Träger desselben verhängnißvoll werden kann, wie es unsere Abbildung bestätigt. Der Hirsch, der im Winter die Thäler, und im Frühjahr die waldigen Vorberge bewohnt, steigt mit zunehmender Hitze bis zu den höchsten Spitzen der Mittelgebirge empor, um im Herbst ebenso allmählich wieder thalab zu gehen. Der sonst scheue Schnellläufer, den nur die Kugel seines grimmigsten Feindes, des Menschen, zu erreichen vermag, wird in der Brunstzeit (von Anfang September bis Mitte Oktober) ein herausfordernder, streifflüchtiger Kämpfer. Wenn am Abend der Herbstnebel über die Wiesen zieht, huschen die Thiere (in der Jägersprache die weiblichen Hirsche) aus dem Walde hervor und setzen auf leichten Füßen über die knisternden Baumblätter auf dem Boden, über die Gräben am Rande der Wiesen und über die Wege. Und hinter ihnen drein, mit hochgehobenem Kopfe und niedendem Geweihe, schreitet der Edelhirsch, der sonst weiberverdächtige Mann, und besieht sich das tänzelnde Spiel der Frauen und rückt immer näher und näher. Aber da taucht drüben am Waldrande noch so ein stolzes Männerhaupt auf, und dort noch eins und noch eins, und dann ertönt ein dröhnendes, drohendes Rufen, wie vor beginnender, erbitterter Schlacht. Die Thiere stehen indessen abseits unter den Bäumen und spähen mit langgestreckten Halsen und weitgeöffneten Augen auf die Wiese hinaus. Der Mond kommt langsam hinter dem Hügel herauf und läßt sein funkelndes Licht an den nebelseuchten Blättern der Buchen und Eichen niedersießen, die mit ihren breiten, knorrigen Ästen, wie vielhundertjährige Riesen, zwischen der dunklen Erde und dem nächtlichen, sternenhellen Himmel stehen, um dem Kampfe der brünstigen Nebenbuhler zuzusehen. Die beiden Stärksten unter ihnen haben sich zum Kampfe gestellt, ohne zu beachten, daß die Wahlstatt sich nicht weit vom Rande eines Abgrundes befindet. Schon fallen zehend die Schlaghatten der beiden Ringenden über das Moos und Geröll. Da sie an Kräften gleich sind, scheint der Kampf unentschieden. Plötzlich bekommt der Bierzeher bei einer Erhöhung des Terrains Uebergewicht über seinen Gegner und mit gewaltiger Kräfteanstrengung drängt er ihn zurück, dem steilen Abfall zu. Die Stangen sind fest ineinander verkeilt und ein auf dem weichen Moosboden fast unhörbares Schieben und Drängen findet nur noch statt. Da, seine ganze Kraft zusammennehmend, macht der Bierzeher eine letzte gewaltige Anstrengung, der Zehner gleitet mit den Hinterläufen am Rande der Schlucht aus, mit eingeknickten Läufern drängt der erbitterte Gegner nach, nicht ahnend, daß sein verkapptes Geweih ihn an seinen Rivalen kettet — und eine unheimliche Stille tritt ein. — Dann tief unten ein Schlag, krachend, schmetternd! — Steine rollen und hüpfen. Tief unten prallen sie nochmals auf und weiter und weiter springend verhallt das Geräusch. Und wenn die Sonne durch die düstigen Frühnebel bricht und die Spitzen der Gebirgskette vergoldet, dann freieren zwei Steinadler über den zerschmetterten Leichen der beiden Gegner, deren Geweihe im Tode noch so fest ineinander verschlungen sind, daß sie niemand ohne Verletzung der Enden zu trennen vermag. J.

Die Mysterienspiele des Mittelalters und das Oberammergauer Passionsspiel. (Schluß.) Die damaligen Kritiker der Dominikanerbühne, die Benediktiner, warfen dem Stück Häresie, das heißt dogmatische Unrichtigkeiten vor und bläuten sich mit den Schauspielern weidlich herum, da sie sich wegen der Tonjur nicht in die Haare fahren konnten. Trotz dieses unerquicklichen Zwischenalles dauerte die „Passion“ vierzig Tage und die szenischen Vorrichtungen erstreckten sich über den ganzen Römerberg. Ein Abt zu Einsiedeln in der Schweiz bewahrt uns in seinem Tagebuche Notizen über ein derartiges Leiden-Christi-Spiel zu Frankfurt. „Sechs Kronen haben wir an das Stück gewandt, hätten wir wohl ersparen können.“ Der Zweifler in der Mönchskutte befehrt uns des weiteren über die Garderoben, z. B. Gott Vaters, der im Apostelgewande erscheint. Auch dem Abt, wie wohl der Mehrzahl des Publikums, gefielen die komischen Zuthaten mehr, wie der biblische Kern der Handlung. Auch damals gab es schon vierfüßige Schauspieler. Es wäre vorgeschrieben, meint unser Gewährsmann, den ersten Tag einen Esel, den zweiten Tag zwei Esel erscheinen zu lassen. Jedes Jahrhundert hat irgend eine Lösung; im achtzehnten hieß sie Philosophie, im neunzehnten Politik. Als das Kriegsgeschrei der Kreuzzüge verhallte und die Liebeslieder der Minnesänger nicht mehr verfangen wollten, war die Zeit der religiösen Schauspielungen im theatraleschen Gewande gekommen. (Goethe hat diese Signatur des fünfzehnten Jahrhunderts in seinem Vorspiel zum „Faust“

gezeichnet). Da uns Aufzeichnungen aus anderen Städten nicht zu Gebote stehen, müssen wir uns an die Detailberichte aus Frankfurt a. M. halten. Im Jahre 1494 verzeichnet die Stadtchronik den ersten Schauspiel-direktor, Johann Kohnmesser, der nicht Pfaffe war. Selbiger Komödianten-prinzipal führte das Passionspiel mit 266 Personen auf. Die Bühne umfaßte einen ganzen Stadtheil. Der Mitteltrakt der Bühne stand auf dem Samstagsberge, der Nithälfte des Römerberges, bis zum Röhr-brunnen, damit der Senat von dem Römersaale aus bequem zusehen konnte. Die Häuser der Ostseite des Platzes bildeten die Szenenwand, wo der Himmel erbaut war. Der Keller des Gasthauses zum Engel (!) stellte die Hölle vor und aus der anliegenden Apotheke wurden die Salben von Maria und ihren Jungfrauen geholt, wobei es einmal zu einem drohenden Streit zwischen dem Salbenhändler und seiner Frau kam, weil sich der erstere mehr mit den Jungfrauen, wie mit den Salben beschäftigte. Vom Dom her über den Markt kam die Prozession mit den Pfarriern, dem Hohenpriester Kaiphas und dem Land-pfleger Pilatus. Nicht selten hat man die Prozedur der Kreuzigung so naturwahr aufgefaßt, daß der Christusdarsteller der Peinigung erlegen ist. Der „Samstagsberg“ diente, wie schon oben angedeutet, als Bühne in seiner ganzen Ausdehnung; hier standen auch die Tribunen für das zahlende Publikum nach den drei freien Seiten des Römerberges. An der Nord- und Südseite waren die sogenannten Stände, wo die Gruppen des Schauspiels wie die Stationen der Handlung, wahrscheinlich lebende Bilder, posirt waren. Von einer zur andern gingen die Akteure und unterhielten sich in den Zwischenakten mit dem Publikum. Die Stadtchronik meldet uns eine Wiederholung dieses seltenen Schauspiels im Jahre 1498 in Sachsenhausen, einem Vorort von Frank-furt und 1506 wieder auf dem Römerberge. Eine auf dem frankfurter Rathhause aufbewahrte Pergamentrolle belehrt uns über das Szenarium des Rektors und die Ausführung seiner Regie. Daraus und aus dem Vergleich mit ähnlichen Aufzeichnungen, die in den Rathhausbibliotheken von Zug und Basel (Schweiz) zu finden sind, kann man sich sogar die nach unseren Begriffen geradezu unlästige Auffassung und Wiedergabe der religiösen und profanen Rollen vorstellen. Im Anfang des sech-zehnten Jahrhunderts schlugen die Passionsspiele im Gemüth des Volkes eine bisher ungelassene Saite an. Unverkennbar wachsend hatte sich in Frankfurt in die Darstellungsweise ein polemischer Zug gegen die Prae-liten der damaligen Zeit gemischt, der mit der Uebertragung der großen Synagoge von Nürnberg nach Frankfurt in Zusammenhang stand, gegen welche eben die Dominikaner, welche die Direktion der Passions-spiele wieder an sich gerissen haben, sehr heftig geeifert hatten. Un-gehört verhalte der Einwand der Chronisten, daß viele Juden, z. B. die von Worms, lange vor Christi Kreuzigung das Rheinland besiedelt hatten. An Stelle der würdevollen Ruhe war überall, in der Kirche, sowie bei den Mysterien, die eifernde Geiztheit getreten, welche den Juden verderblich zu werden drohte. Da stellte sich unerwartet Hilfe ein, die Reformation, welche die Schauspieler in der Mönchskutte, die Abklatrmer und Hezer lahmlegte. Die Reformationsidee war durch-aus nicht neu, mehr denn tausend Jahre spukte sie in den Köpfen der Denker, aber diesmal drängte alles zur Freimachung des Selbst-bewußtseins im Volke. Die Herde löste sich auf und das Individuum kam zur Geltung. Dieser Umstand sollte auch dem Drama volks-thümliches Leben geben, und zwar in einem Lande, in welchem man es am allerwenigsten vermuthet hätte, in England. Hier ward das Kirchenpiel von Spanien eingebürgert. König Heinrich VIII. überwarf sich mit der katholischen Kirche und führte statt ihrer aus Groll gegen den Papst, der seine Ehe mit seiner ersten Gemahlin nicht scheiden wollte, die anglikanische Kirche ein. Dadurch ward für die Schauspiel-kunst der Vortheil der Befreiung von dem Gewissensdruck der Pfaffen erzielt; zugleich aber wurde der katholische Ritus beibehalten, und da-durch das sinnliche Element, der Kunst unentbehrlich, gewahrt. Mit Ausnahme des bigotten Spanien, das seine Frömmigkeit mit dem Wohl-stand bezahlte, wehte plötzlich ein anderer, ein freier Geist in Europa. Auch in England hörte das Kirchenpiel auf, das Volksschauspiel begann und das Fach der Berufsschauspieler entwickelte sich auf breiter Basis. Hof und Barone, Städte und Klöster hielten sich gutbeforderte Schau-spielertruppen — leider nur in England. In Deutschland z. B. wurde das fahrende Volk zu den unehrlichen Leuten gezählt und „Pfeifer und Schnurrauten“ durften nicht in der Stadt übernachten, ein Geis, das noch heutigentags in Breslau nicht aufgehoben ist, wenn man auch von seiner Anwendung selbstredend Abstand genommen hat. Dies wohl der Grund, daß zu einer Zeit, wo in Deutschland Genie und Lump die gleiche Bedeutung hatte, und das nachmalige Volk der Dichter und Denker sich mit Puppenpielen, den Erben der Kirchenspiele, be-gnügen mußte, England eine geachtete Schauspielersunft besaß, die sich durch Freiheit in der Auffassung und idealen Schwung hervorthat.

Nur in diesem günstigen Boden konnte sich der Keim entfalten, den die Kulturgeschichte William Shakespeare nennt. Seine Geburt am 23. April 1564 fällt mit der Thronbesteigung der Königin Elisabeth zusammen. Unter der Leitung dieses für alle Zeiten mustergültigen Dramatikers, in dessen unsterblichen Werken sich Ernst und Humor wunderbar ver-mählen, suchten die Kunstschauspieler nicht Tagesspäße, noch grelle Effekte, wie ihre Berufsgenossen von heute, sondern „die Bescheidenheit der Natur“ wie er ihnen im „Hamlet“ anrath, „dem Jahrhundert seinen Spiegel vorzuhalten.“ Während in Spanien Calderon und Moreto, und in Frankreich Molière eine Nationalbühne zu gründen bestrebt waren, fand in Deutschland die dramatische Muse ein Asyl in der Jahrmarttsbude. Den in protestantischen Deutschland von Stadt zu Stadt ziehenden Puppentheatern verdanken wir die mit Hanswurst-späßen untermischten Dramen „Genovefa“, „Ardine“, „Melusine“ und — „Doktor Faust“. Im katholischen Deutschland spielten die Jesuiten mit ihren Schülern die schlüpfrigen Lustspiele der römischen Dichter Plautus und Terenz. Die Tradition der mittelalterlichen Passions-spiele wurde nur, wie schon eingangs bemerkt, von oberbayrischen Bauern in Oberammergau gepflegt und bis auf unsere Tage erhalten. Bekanntlich ist Oberammergau ein im bayrischen Hochgebirge, in der Nähe von Partenkirchen liegendes, meist von Holzschneidern bewohntes anscheinliches Dorf, welches sich neben dieser Kunstfertigkeit, in welcher es sich glücklich weitteifert, auch durch das ungewöhnliche theatrale Geschick seiner Bewohner auszeichnet. In jedem zehnten Jahre wird nämlich daselbst die sogenannte „Passion“, das ist eine dramatisch-musikalische Darstellung des Lebens, Leidens und Todes Jesu auf einer großen, eigens dazu erbauten, öffentlichen Bühne aufgeführt, und zwar nicht aus künstlerischem Antriebe oder um des Gewinnes willen, sondern zur Erfüllung eines Gelübdes, welches vor Jahrhunderten in Zeiten schwerer Pestgefahr von der gesammten Gemeinde abgelegt worden war. Das Passionspiel ist daher im eigentlichen Sinne eine Gemeindeangelegenheit, an welcher nur eingeborene Oberammergauer theilnehmen dürfen, diese es aber bis zu den kleinsten Kindern herab so vollzählig thun, daß bei der Aufführung 6—700 Köpfe theilhaftig sind. Der Bau des Theaters, dessen heimische Einrichtung wohl das interessanteste an dem ganzen Spiele ist, wird im wesentlichen derselbe sein, wie er 1870 war, sowohl in Betreff der Bühne, wie des Zuschauer-raums, die von den Oberammergauern als „Spieltheater“ und „Sitz-theater“ treffend unterschieden werden. Die bedeutendste Verbesserung ist im Interesse der Gemeinde selbst vorgenommen, indem man hinter dem Bühnenraum noch einen Neubau hinzugefügt hat, welcher die ganze für mehr als 700 Mitwirkende dienende Garderobe aufnehmen soll. Hierbei war sowohl auf die größere Bequemlichkeit Rücksicht genommen, als auch auf größere Schonung der zum Theil sehr reichen Kostüme, welche alle 10 Jahre zum größten Theil neu angeschafft werden müssen. Interessant ist, daß durch die münchener Vermittlung auch das Wagner-theater in Beyreuth seine Wirkung auf das Gebirgsdorf geltend ge-macht hat, indem man sich entschloß, das Orchester, das bei dem Spiel eine bedeutende Aufgabe zu lösen hat, etwas tiefer zu legen. In der Besetzung der Hauptrollen ist manches geblieben, wie es vor 10 Jahren war. So wird Christus wieder durch Joseph Mayr vertreten sein. Auch der statliche und treffliche Chorführer von ehemals, sowie der damals noch sehr jugendliche Johannes sind dieselben geblieben. Die Frauenrollen sind neu besetzt, auch werden im übrigen natürlich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt in der Besetzung der Rollen Veränderungen vorgenommen, so daß auch der jüngere Nachwuchs in der Gemeinde in Thätigkeit kommt. Die erste Aufführung ist, wie schon eingangs bemerkt, auf den Pfingstmontag angelegt und sollen 23 Wiederholungen stattfinden. Ist der Andrang der Besucher zu groß, so daß der Zu-schauererraum die ganze Masse nicht aufnehmen kann, dann werden außerordentliche Vorstellungen eingehaltet. Dem Stücke liegt ein ur-altes Drama zu Grunde, das wahrscheinlich einen Mönch des nahen Stiftes Ettal zum Verfasser hatte, nun aber von dem Pfarrer Daisen-berger nach einem Manuscript vom Jahre 1632 umgearbeitet ist. Auch die Musik ist das Werk eines früheren ammergauer Schullehrers namens Rochus Dedler. Der Text ist mit Bemerkungen von der Gemeinde durch den Druck veröffentlicht, welche sich das ausschließliche Eigenthum daran vorbehalten hat. Das Theater selbst ist unbedeckt, während der Zuschauererraum, wenigstens theilweise, vor der Witterung geschützt ist. Die Bühne ist ein Ueberbleibsel des mittelalterlichen und theilweise auch des altgriechischen Theaters und bietet durch die Dreitheilung des Schauspielplatzes die Möglichkeit zur Entfaltung heimischer Vorgänge, wie keine andere übliche Bühnenform sie zu bieten vermag. Ueber die reiche Ausstattung und die ungeführte Einfachheit der Darstellung haben sich Ed. Devrient, Hermann Schmid und andere Berufene in seltener Ueber-einstimmung lobend ausgesprochen.

Y.

Inhalt. Idealisten, von Rudolf Lavant (Fortsetzung). — Irrfahrten, von L. Rosenbergs (Fortsetzung). — Wohnungsheizung und Ventilation, von Rothberg-Lindener. — Ueber deutsche Familiennamen, von M. Wittig. — Dem Schicksal abgerungen, Novelle von Rudolph v. B. (Fortsetzung). — Die Republikan Südamerikas in ihrer Vergangenheit und Gegenwart. Historische Skizze von Dr. M. Bogler (Fortsetzung). — Die Stadt Säckingen am Rhein (mit Abbildung). — Verklärte Hirche, im Reinhardswalde verendet gefunden (mit Illustration). — Die Mysterienspiele des Mittelalters und das Oberammergauer Passionspiel (Schluß).

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II. in Leipzig.
Verlag von W. Fink in Leipzig. — Druck der Genossenschaftsbuchdruckerei zu Leipzig.